

### *Entbehrliche Grenzfriedenshefte*

Es werden hin und wieder Grenzfriedenshefte aller Jahrgänge bei uns angefordert. Uns sind einzelne Stücke ausgegangen. Es wird daher gebeten, etwa entbehrliche Stücke an die Geschäftsstelle in Husum, Theodor-Storm-Str. 9 einzusenden.

### *Zahlungen des Beitrages für 1972*

Diejenigen Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von mehr als 2,— DM zahlen, werden gebeten, ihn bald zu überweisen. Konten: Nr. 13 862 Sparkasse Nordfriesland in Husum, Neustadt 2,  
Nr. 114 07 Postscheckamt Hamburg.

### *Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes*

## WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Jens Otto Krag</i>	
Lassen Sie mich drei Wünsche aussprechen.....	3
<i>Hartwig Schlegelberger</i>	
Die unsichtbare Grenze .....	5
<i>Erik Jessen</i>	
Die Situation Nordschleswigs beim Eintritt in die EWG .....	10
<i>Europäische Wirtschaftsgemeinschaft</i>	
Die Übergangszeit für die neuen EWG-Mitglieder .....	18
NEUE SCHLESWIGISCHE LITERATURBRIEFE	
Das Programm der Flensburger Tage 1971 .....	21
<i>Artur Thomsen / Erik Jessen</i>	
Die Flensburger Tage im Rückblick .....	25
Ein Kommentar der Flensburger Tage 1971 .....	29
<i>Hans Sølvhøj</i>	
Deutschland und Dänemark – Geschichte und Zukunft .....	32
<i>Friedrich Buch</i>	
Möglichkeiten und Grenzen der Diplomatie in unserer Zeit .....	43
<i>Theodor Viktor Adolph</i>	
Ist mehr Information von beiden Seiten der Grenze notwendig? .....	53
Was die Flensburger Tage noch brachten.....	53
Die Flensburger Tage im Spiegel der Presse .....	70
Umschau ab Seite 73	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. *Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40.* Geschäftsstelle Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

# GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

## LASSEN SIE MICH DREI WÜNSCHE AUSSPRECHEN...

*Erstens wünsche ich, daß die neuen Mitgliedsländer der Gemeinschaft etwas Positives werden zuführen können und daß die Erweiterung eine Stärkung der Effektivität, der Dynamik und des Ideenreichtums der Gemeinschaft bedeuten wird. Ich bin mir darüber klar, daß das bedeutet, daß auch wir lernen müssen, die Interessen anderer Mitgliedsländer zu verstehen und zu berücksichtigen und auf gute demokratische Art die Probleme der Zukunft auf eine Weise zu lösen, die für alle und damit für die Gemeinschaft zufriedenstellend ist.*

*Zweitens wünsche ich, daß die Gemeinschaft in ihrer Politik nach innen progressiv und bewußt sozial sein wird. Wir haben gelernt, wie wir ökonomisches Wachstum erreichen können, aber wir haben noch nicht gelernt, es so zu lenken, daß es nicht nur den materiellen Lebensstandard für uns alle vergrößert, sondern auch die Ungleichheiten der Gesellschaft zugunsten der am schlechtesten Gestellten ausgleicht. Gemeinsam werden wir sicherlich das Problem lösen können; jeder für sich wird man es kaum schaffen.*

*Zusammenfassend möchte ich gern in einer, wie wir erwarten, neuen offiziellen Sprache in der europäischen Gemeinschaft als letzten Wunsch äußern, daß die Politik der Gemeinschaft offen und auch nach außen gewandt sein wird. Ich denke dabei zunächst an die übrigen EFTA-Länder und hier nicht zuletzt an die übrigen nordischen Länder Schweden, Island und Finnland. Dies sind Länder, die seit dem Kriege an der europäischen Zusammenarbeit teilgenommen haben, und ohne uns mit ihnen zu arrangieren, wird unsere Zusammenarbeit nicht vollständig sein. Ich denke an wachsenden Handel und Verständigung mit den osteuropäischen Ländern im Zeichen der Verhandlungen und der Entspannung. Auch dürfen wir*

*nicht die Bedeutung einer engen Zusammenarbeit mit den USA und Kanada vergessen. Sowohl auf dem Gebiet des Handels, der Währung und der Sicherheit ist das Schicksal Westeuropas eng mit Nordamerika verbunden, und es liegt nicht in unserem Interesse, diese Bande zu lockern.*

*Nicht zuletzt jedoch denke ich an die Entwicklungsländer, die arme Welt außerhalb Europas und Nordamerikas. Eine erweiterte europäische Gemeinschaft wird eine ökonomische und handelsmäßige Stärke erlangen, die eine besondere Verantwortung für die Lösung der Probleme der dritten Welt bedeutet. Dazu beizutragen, wird zu einer der dringendsten Aufgaben der Gemeinschaft.*

*Im vollen Vertrauen darauf, daß die EWG diese Wünsche erfüllen wird, unterzeichne ich heute die Beitrittserklärung und möchte dem dänischen Parlament und der dänischen Bevölkerung empfehlen, sie gutzuheißen. Es ist die Hoffnung der dänischen Regierung und der Mehrzahl des Folketings, daß der historische Beschluß zur Sicherung des europäischen Friedens, zum Nutzen unserer wirtschaftlichen Entwicklung und dadurch zur Schaffung einer Grundlage für neue Ziele und Fortschritte auch für die Ärmsten der europäischen Völker beitragen wird.*

*In diesem Zusammenhang und in voller Freiheit wird die europäische Kultur und Wissenschaft die besten Entwicklungsmöglichkeiten erhalten.*

JENS OTTO KRAG

in seiner Rede in Brüssel aus Anlaß der Unterzeichnung  
des Beitritts Dänemarks zur EWG

## Die unsichtbare Grenze

Es fällt nicht leicht, sich in die komplizierte Situation diesseits und jenseits der deutsch-dänischen Grenze hineinzusetzen. In dem nachstehenden, ursprünglich für die „Deutsche Zeitung / Christ und Welt“ geschriebenen und dort veröffentlichten Aufsatz wird für die mit den Verhältnissen nicht vertrauten „Binnendeutschen“ zu deuten versucht, was hier auf der Landbrücke zwischen Mittel- und Nordeuropa das Andere und Besondere ist.

Kennen Sie Skagen, den dänischen Badeort im äußersten Norden Jütlands? Wenn nicht, Sie sollten es nachholen, eine Reise lohnt sich — allein schon, um einen Blick auf das Wasser zu werfen. Vor dem Strand Skagens verläuft die große Handels- und Schifffahrtsstraße, die Nord- und Ostsee verbindet. Viele Boten des guten Willens und Boten des bösen Willens sind in Jahrtausenden über dieses Wasser gezogen. Aber das, was diesen Platz so faszinierend macht, ist nicht die historische Reminiszenz, sondern der Blick in die unergründliche Tiefe, wo sich die Wasser der Nordsee und der Ostsee begegnen. An einem windstillen Tage erscheint die See spiegelglatt, ohne jede Bewegung. Ein Blick in das Wasser belehrt aber, daß sich ein fortwährender Prozeß des aufeinander zustömenden Wassers vollzieht, bald in einem frontalen Gegeneinander, bald in einem sich vermischenden Miteinander. Nach außen unbeweglich, nach innen unergründlich: Hier wird ein Naturereignis zum Anschauungsunterricht. Denn wie hier am Skagerrak West- und Osteuropa aufeinander zufließen, ebenso vollzieht sich von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden über die Landbrücke die geistige Auseinandersetzung zwischen Nord- und Mitteleuropa.

Wo ist die Grenze zwischen Nord- und Mitteleuropa? Kein Gebirge, kein Strom zeigt sie an. Es ist kein Platz, von dem aus man Ansichtskarten verschicken kann. Nur wenige Kilometer nördlich der nördlichsten Stadt der Bundesrepublik, Flensburg, überschreitet man die Krusau, einen kleinen Bach, und damit die Grenze zum Königreich Dänemark. Gäbe es nicht Zoll- und Paßkontrollen, man würde nicht merken, daß man von einem Staat zum anderen hinüberwechselt. Die gleichen Menschen, die gleiche Landschaft in der gleichen Aufteilung von hügeliger Ostküste, Mittelrücken und der Marsch im Westen.

Nicht einmal das in Europa übliche Hilfsmittel der Sprache würde dem bei Nacht und Nebel ohne Ortskenntnis und Karten Reisenden sagen, wo er sich befindet. Sprechen Sie jemanden an, der dänisch antwortet ... und Sie sind doch noch in der Bundesrepublik, und fragen Sie jemanden, der deutsch erwidert, und Sie sind schon im Königreich Dänemark; Minderheiten hüben und drüben. Es ist eine

eigenartige Grenze. Sie hat weder einen militärischen noch einen geographischen, noch einen ethnographischen Charakter. Sie ist das Produkt einer mehr als ein Jahrtausend alten geistesgeschichtlichen Konfrontation von Nord- und Südströmungen. Wo diese Strömungen im Laufe der Geschichte machtpolitische Konturen erfuhren, prägten sie zugleich die jeweilige staatliche Grenze, die schließlich im Jahre 1920 durch Volksabstimmung endgültig festgelegt wurde. Sie ist für die Gegenwart und für die Zukunft unbestritten. Nachdem auch die dänische Regierung im Jahre der deutschen Katastrophe, im Jahre 1945, keine vordergründige Politik der Realitäten, sondern eine vorausschauende, staatsmännisch-realistische Politik betrieb und der großen Versuchung widerstand, die Grenze zu ändern, hat dieses Kapitel jahrhundertalter deutsch-dänischer Konfrontation sein Ende gefunden.

Aber nur *dieses* Kapitel deutsch-dänischer Konfrontation hat sein Ende gefunden! Denn wer sich hier oben umsieht, wird mit Erstaunen feststellen, daß es trotz allem dänische und deutsche Grenzvereine und kulturelle und sportliche Einrichtungen gibt, deren Namen irgendwie mit dem Beiwort „Grenze“ verbunden sind. Sind das „kalte Krieger“, die aus den früheren harten Auseinandersetzungen um die Grenze noch übriggeblieben sind und nicht sterben können, oder ist das eine neuerwachte Widerstandsbewegung? Nichts von alledem. Die Grenze ist tot — die staatliche! Aber die Grenze — die kulturelle — lebt. Wo diese geistige Grenze genau verläuft, niemand vermag es mit Genauigkeit zu sagen, genausowenig, wie der Beobachter am Strand von Skagen den Standort der Wellen der Ostsee oder der Nordsee genau bestimmen kann.

Diese Grenze orientiert sich eben nicht an den staatlich gesetzten Grenzsteinen. Sie ist flächig. Sie umfaßt den *Raum zwischen Eider und Königsau*, einen Raum, in dem mehr als 900000 Menschen wohnen, deutsche und dänische Staatsangehörige, Menschen, bei denen sich Staatsangehörigkeit und Kulturbekenntnis nicht miteinander decken. Das vordergründige politische Freund-Feind-Verhältnis, das so viele Jahrzehnte als eine Hypothek auf diesem Raum gelastet hat, existiert nicht mehr, und doch hat das Problem an Schärfe nicht verloren. Diese kulturelle Grenze geht quer durch die Familien, ja selbst quer durch die Sprache hindurch.

Hier gibt es alles. Es gibt den deutschen Staatsangehörigen, der dänisch spricht und dänisch fühlt, und es gibt den Deutschen, der deutsch spricht, aber dänisch fühlt, und es gibt den dänischen Staatsangehörigen, der dänisch spricht und deutsch fühlt und jenen, der deutsch spricht und deutsch fühlt. Aber es gibt auch noch das andere Extrem: daß Sie einen deutschen Staatsangehörigen treffen, der nur dänisch sprechen kann, aber sich zur deutschen Kultur bekennt. Eine bunte Karte menschlichen Individualismus!

Ich weiß, es gibt manchen, der wird die Achseln zucken und lächeln und meinen,

das wäre Romantik, Kleinstaaterei. Wer so denkt, weiß nichts von der Tiefe und der Breitenwirkung des Grenzbachs Krusau, der eben mehr ist als ein Scheidebach zwischen zwei Staaten: Hier ist die Grenze zwischen Mittel- und Nordeuropa! Nur auf den ersten Blick sieht alles gleich aus, und doch ist alles ganz anders.

Wer meint, im Zeichen von EWG und NATO würden sich solche Probleme von selbst lösen, begeht den Fehler einer bedenklichen Vereinfachung. Militärische Bündnisse und wirtschaftliche Vereinbarungen sind abhängig von Machtkonstellationen und somit zeitbegrenzt — es sei denn, daß sie durch politische Integration überbaut werden, durch ein vereintes Europa. Das aber ist ein geistesgeschichtlicher Akt, der in Zeiten wachsender Demokratisierung von den Völkern selbst vollzogen werden muß. In diesem Integrationsprozeß sind nun einmal durch ihre geographische Lage Dänemark und Deutschland die entscheidenden Spielfiguren. Darum entscheidet sich in der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Völkern positiv oder negativ, ob Nord- und Mitteleuropa zusammenfinden.

Für die dänische Regierung in Kopenhagen ebenso wie für die dänische Minderheit in Deutschland ist die Forderung nach Chancengleichheit für die dänische Kultur in diesem Raum unabdingbar. Das gleiche gilt für die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig im Blick auf Chancengleichheit der deutschen Kultur in Nordschleswig und auf die dänischerseits leider noch immer bestrittene Forderung besonderer parlamentarischer Berücksichtigung im Folketing, ähnlich den Rechten, die die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein hat.

\*

Wie aber steht es mit dem deutschen Volk? Diese Frage zu stellen, deutet bereits an, daß sie eben offen ist. Der Norden hat im politischen Bewußtsein unseres Volkes niemals eine große Rolle gespielt — und wenn das Bewußtsein aktiviert wurde und zu politischen Handlungen führte, hatten wir nicht immer eine glückliche Hand. Nun kommt aber eine neue Komponente hinzu: die Indifferenz, so etwa mit den Worten, in Zeiten des Fernsehens und Flugzeugs sei es doch einerlei, ob dänisch oder deutsch, alles andere sei rückständig. Genau diese Indifferenz macht unseren Nachbarn ebenso mißtrauisch, wie es ihn eine überzogene Aktivität gemacht hat. Was bedeutet dieses Achselzucken? Wirkliche Toleranz oder verdrängten Machtkomplex oder politisches Abschreiben? Hinter den vielen Einzelfragen, gerade im Blick auf den Eintritt in die EWG, steht die große Schicksalsfrage für Dänemark: Welche Chance wird in einem künftigen Europa ein kleines Land gegenüber einem großen Land haben? Deutschland sollte hierauf eine klare Antwort geben, zugleich aber auch eine klare politische Haltung im Grenzland zeigen. Es ist die einmalige Chance für uns, ein europäisches Modell zu entwickeln, wo wirklich jeder nach seiner Fassung selig werden kann, allerdings



unter der Voraussetzung, daß dies in gleicher Weise auf der anderen Seite der Grenze geschieht. Dieses Bekenntnis zur inneren und nationalen Freiheit, die dem Menschen die Bürgerschaft gibt, daß er in seiner Heimat nach seinen Vorstellungen leben kann, ist zugleich eine Antwort auf jene politischen Rezeptmacher, die dieses Problem durch totale Übereinstimmung zwischen staatlicher und ethnischer Grenze lösen wollen, wie im Osten geschehen. Toleranz ist aber nicht Gleichgültigkeit, Toleranz heißt bewußtes Erkennen und Gewährenlassen anderer Meinung. Tolerant kann nur der sein, der eine eigene Meinung mit Festigkeit vertritt. Und hier tut sich nun das andere Problem unseres Grenzlandes auf. Chancengleichheit für die Bevölkerung dieses Landes ist nur dann gegeben, wenn beide Kulturen, die deutsche und die dänische, ihr Bestes anbieten. Wenn dies auf deutscher Seite nicht geschieht, werden wir uns auf die Dauer zurückziehen — eines Tages wird ein Vakuum sein, in das dann der nördliche Kulturstrom einfließt.

Wer die Geschichte nicht erst von 1945 beginnen läßt, sondern über sie hinaus zurück in die Vergangenheit schaut, wird mit Schrecken erkennen, wie seit über dreihundert Jahren unsere ethische Substanz immer mehr zusammengeschrumpft ist. Wollen wir diesem Verfall tatenlos zusehen? Wir wären schlechte Deutsche, wenn wir das täten, aber wir wären auch schlechte Europäer.

\*

Die deutsch-dänische Begegnung als bewußt gewollte Auseinandersetzung wird sich nicht in irgendwelchen Klubs vollziehen. Sie wird und muß dort erfolgen, wo einst Deutsche und Dänen um die Landnahme gekämpft haben, zwischen Eider und Königsau. Und hier kommt Schleswig-Holstein eine besondere Aufgabe zu, die kein anderes Bundesland erfüllen kann.

Seine Bemühungen, den Norden des Landes, insbesondere den Raum um die Stadt Flensburg, zu einem wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Stützpunkt zu machen, in dem sich und von dem aus sich deutsch-skandinavisches Verständnis und deutsch-dänisches Zusammenwirken im Alltag bewähren können, verdienen die Unterstützung nicht nur der Bundesregierung. Auch der Bürger der Bundesrepublik sollte, wenn er uns aus geschäftlichen, familiären oder touristischen Gründen besucht, sich bewußt sein, daß dieses Land, so still es nach außen hin wirkt, keine Ludwig-Richter-Kalenderblatt- oder eine „Nur-Ferienlandschaft“ ist. Schleswig-Holstein ist ein Land, das im Zeichen eines sich vom Geistigen zu vereinigenden Europas eine bedeutsame kulturpolitische Aufgabe zu erfüllen hat. Dieser Aufgabe kann es aber nur in dem Maße gerecht werden, als es hierin von allen Deutschen in West und Ost und Süd getragen wird.

---

Wir verstehen einander, wir verstehen uns heute sogar schon recht gut. Wir haben heute Verständnis für die Probleme der andern. Wir stehen in einer gemeinsamen Allianz auf seiten der Freiheit.

\*

Ein deutscher Patriot und ein dänischer Patriot können sehr wohl bewußte Europäer sein. Ich bin nämlich überzeugt, daß ein vereintes demokratisches Europa die Garantie für die Existenz der Vielfalt unserer Nationen bieten wird.

Landtagspräsident Dr. H. Lemke  
in seiner Rede bei der diesjährigen Oeversee-Gedenkfeier

## Die Situation Nordschleswigs beim Eintritt in die EWG

Zu den besonderen Problemen, die sich für Nordschleswig aus dem Beitritt Dänemarks zur EWG ergeben, nimmt Amtsbürgermeister Erik Jessen, Apenrade, in dem nachstehenden, zunächst in der Tageszeitung „Vestkysten“ erschienenen Aufsatz Stellung. Seine Auffassung der Sachlage dürfte auch südlich der Grenze lebhaftem Interesse begegnen.

Es steht wohl ziemlich fest, daß wir bald der erweiterten EWG beitreten werden. Obwohl eine kleine Nation im Verhältnis zu den großen sich bedrückt fühlen kann, haben wir nach meiner Meinung keinerlei Wahl. Es ist vielmehr für uns eine Notwendigkeit, an der Arbeit teilzunehmen, so daß wir auf die Entscheidungen, die bezüglich der Zukunft Europas getroffen werden, Einfluß nehmen können; auch können wir Ergebnisse und Gesichtspunkte in die neue Gemeinschaft hineinbringen, Gesichtspunkte, die möglicherweise die Entwicklung in Übereinstimmung mit nordischer Denkweise prägen können. Vieles wird davon abhängen, ob wir unsere tüchtigsten Leute veranlassen können, sich der Arbeit in Brüssel anzunehmen. Qualifizierte Leute für die Arbeit an dieser Stelle wiegen wahrscheinlich schwerer als die Größe des Landes.

Wir wissen, daß eine Reihe von Gesetzesentwürfen in Verbindung mit unserem Beitritt in die EWG auf uns zukommen, sei es, daß diese entweder für unsere Anpassung oder zur bestmöglichen Sicherung dänischer Interessen notwendig sind. Selbstredend werden wir in dem Großamt Sønderjylland mit Sorgfalt den Inhalt dieser Gesetzesentwürfe studieren, weil eine Reihe von ihnen für uns von besonderer Bedeutung sein kann. Wir liegen unserem großen Nachbarn gen Süden am nächsten, und obwohl wir mit der Entwicklung von Nachbar zu Nachbar in den letzten fünfundzwanzig Jahren sehr zufrieden sind, besteht kein Grund, nicht zu versuchen, unserem Landesteil in der neuen Situation die bestmöglichen Bedingungen zu sichern.

### *Keine Wünsche in bezug auf eine Sondergesetzgebung für Nordschleswig*

Wir sollen und dürfen aber nicht erwarten, daß eine besondere Gesetzgebung mit spezieller Rücksichtnahme auf nordschleswigsche Verhältnisse eingeführt wird. Wir sind heute, mehr als fünfzig Jahre nach der Wiedervereinigung, ein voll integrierter Teil Dänemarks und wünschen daher prinzipiell keine Form von Sondergesetzgebung. Andererseits weiß ja jedes Kind, daß das Großamt

Sønderjylland das einzige Amt mit einer Landesgrenze ist, in diesem Fall sogar der Grenze, die die Grenze zur EWG bedeutet. Das kann auf längere Sicht zur Herbeiführung größerer Veränderungen als im übrigen Land führen, und es besteht wohl kein Zweifel, daß diese Umstellung für uns besonders spürbar wird. Wir müssen uns vor Augen halten, daß auch für unseren Engros- und Detailhandel und vielleicht auch für das Transportgewerbe Probleme entstehen können. Dagegen glaube ich nicht, daß die neue Situation uns fremde Arbeitskräfte in größerem Ausmaße als anderen Teilen des Landes zuführen wird. Nichts spricht dafür, daß z. B. deutsche Arbeiter in größerer Anzahl nach Dänemark ziehen werden. Unser Gastarbeiterproblem wird wie bisher verbleiben: nach Bedarf überwiegend Gastarbeiter aus den europäischen Ländern am Mittelmeer. Die Erfahrungen zeigen, daß die Menschen im allgemeinen nicht ausgesprochen gern umziehen, nicht einmal von einem Arbeitslosengebiet in ein aktiveres Gebiet innerhalb der Grenzen desselben Landes. Dagegen will ich nicht bestreiten, daß eine Erleichterung im Grenzverkehr dazu führen kann, daß mehr Ansässige von hier südlich der Grenze Arbeit suchen werden und umgekehrt.

### *Kommunale Sicherung von Erholungsgebieten*

Eine vieldiskutierte Frage — von besonderem Interesse für das Großamt Sønderjylland — ist das freie Niederlassungsrecht. Bezüglich der Industrie und des Handels besteht es schon heute im großen und ganzen für alle ausländischen Unternehmen, und man muß hoffen, daß die Bestimmungen, die bezüglich des Erwerbes von landwirtschaftlichen Betrieben getroffen werden, so effektiv werden, daß die Bewirtschaftung des Grund und Bodens auch weiterhin durch dänische Staatsbürger sichergestellt wird. Denn gerade die Bodenpolitik interessiert uns außerordentlich, und die diesbezüglichen Gesetzesentwürfe werden wir mit besonderer Sorgfalt studieren. Das ist nicht so merkwürdig, denn gerade dies empfanden wir als eines unserer Hauptprobleme in den zwanziger und dreißiger Jahren.

Obwohl wir z. B. das Gesetz von Stadt- und Landzonen und das neue Naturschutzgesetz besitzen, können sie nicht sichern — und sind auch nicht dafür bestimmt —, daß unser Boden weiterhin im Besitze von dänischen Staatsbürgern verbleibt. Es ist kein Unglück, wenn ein ausländischer Staatsbürger die Erlaubnis erhält, das Haus zu kaufen, in dem er und seine Familie gerne wohnen wollen. Das Hauptproblem besteht darin, die Frage der Erholungsgebiete einschließlich der Sommerhausbebauung u. a. zu lösen. Wir werden nicht verpflichtet, Ausländern den Kauf eines Sommerhauses zu gestatten, dagegen können wir kaum den gewerblichen Bau von Sommerhäusern — z. B. zum Vermieten — verhindern. Hier hat der ausländische Staatsbürger dasselbe Recht wie der dänische. Entsprechend wird es auch beim Erwerb von Grund und Boden für

Zwecke der Erholung sein — z. B. Campingplätze, Reithäuser usw.

Die Nutzung unseres Grund und Bodens ist heute — nicht zuletzt auf Grund der Gesetzgebung der Städteentwicklung und des Städte- und Landzonengesetzes — schon sehr stark reguliert, und es ist im großen und ganzen die Angelegenheit der einzelnen Gemeinde, des Amtes oder des Wohnungsministeriums, die Verhältnisse zu regulieren. Man kann sich jedoch nicht vorstellen, daß jegliche weitere Auslegung von Gebieten für Sommerhäuser und Erholungszwecke stillgelegt wird. Das wäre gegen den natürlichen Wunsch der Bevölkerung und die Entwicklung an sich. Wir müssen daher damit rechnen, daß ein gewisser ausländischer Ankauf von Grund und Boden für die Sommerhausbebauung u. a. stattfinden wird, wenn auch auf gleichem Fuße mit einer entsprechenden Aktivität dänischer Staatsbürger. Wenn wir hier verhindern wollen, daß Boden, der für die Sommerhausbebauung ausgeschrieben ist, nicht an Ausländer verkauft wird, gibt es nur die Möglichkeit, ihn von dänischen Staatsbürgern kaufen zu lassen. Hier wäre es nützlich, eine Möglichkeit kommunaler, amtskommunaler oder staatlicher Investitionen zu diskutieren, ähnlich dem Ankauf, den das Kultusministerium vornimmt, um der Bevölkerung die zur Erholung notwendigen Naturgebiete zu sichern.

### *Zu geringe Unterstützung der Gebietsentwicklung*

Mit besonderem Interesse werden wir die wirtschaftliche Entwicklung verfolgen. Industrie und Handel, Handwerk und Dienstleistungsbetriebe sind bisher bedeutend angewachsen, auch im nordschleswigschen Gebiet, obwohl die ganz große Entwicklung auf der Insel Alsens stattgefunden hat. Aber auch andere Zentren können eine absolut befriedigende Entwicklung aufweisen.

Südlich der Grenze — und um die Großstadt Flensburg — wird die industrielle Entwicklung stark durch skandinavische Filialbetriebe, die hier plziert worden sind, geprägt, vor allem dem Wunsche entspringend, innerhalb der jetzigen EWG Fuß zu fassen. Die alte traditionelle Industrie Flensburgs bedeutet beschäftigungsmäßig nicht mehr so viel. Sowohl in Flensburg wie auch südlich und nördlich der Grenze ist es daher wichtig zu beobachten, wie diese zugezogenen Betriebe auf die neue Situation reagieren. Es besteht Grund zu der Annahme, daß diejenigen, die sich dort angesiedelt, investiert und Arbeitskräfte gefunden haben, auch verbleiben. Wieweit sie sich weiterentwickeln werden, ist dagegen ungewiß. Dagegen kann man wohl kaum mit einem fortgesetzten Zugang skandinavischer Betriebe vom Norden rechnen, weil der Grund für die Niederlassung beim Eintritt Dänemarks in die EWG fortfällt. Nördlich der Grenze hat man nicht die entsprechenden Probleme, weil nur eine kleine Anzahl von Betrieben aus dem Gemeinsamen Markt zugezogen ist.

Die Industrieniederlassung wird sich gewiß weiterhin normalisieren, und man muß

andere Dinge als die Frage berücksichtigen, ob EWG oder EFTA. Entscheidend für die Etablierung werden die ganz normalen Probleme der zweckmäßigen verkehrsmäßigen Plazierung, der Arbeitskräfte, der Lohnverhältnisse u. a. Aber man darf erwarten, daß man sowohl nördlich als auch südlich der Grenze weiterhin bestrebt sein wird, die Industrie auszubauen und neue hinzuzuziehen.

Die dänische Unterstützung für die Gebietsentwicklung ist für die Entwicklung in Teilen Nordschleswigs von einiger Bedeutung gewesen, und wir sind dankbar für die Arbeitsplätze, die dank dieser Unterstützung geschaffen wurden. Beim Eintritt in die EWG ist es daher wichtig, unsere Gesetzgeber auf den nicht unwesentlichen Unterschied zwischen der Unterstützung der Gebietsentwicklung nördlich und südlich der Grenze aufmerksam zu machen. Der Platz hier erlaubt es nicht, auf die Unterschiede einzugehen, aber ich möchte darauf hinweisen, daß, wenn unser Marktsekretariat in seiner Stellungnahme über diese Verhältnisse unter anderem schreibt: „Die dänische Unterstützung der Gebietsentwicklung überschreitet nicht das in der EWG Zugelassene“, so ist dies natürlich richtig. Aber es ist in der gegebenen Situation nicht ausreichend.

Bei einer bedeutend besseren Unterstützung der Gebietsentwicklung unmittelbar südlich der Grenze und dem zu erwartenden freieren Warentransport über die Grenze wird es absolut notwendig sein, die Frage einer Revision unserer Gebietsentwicklungsgesetzgebung baldigst einer näheren Prüfung hinsichtlich des eventuellen Vorschlags eines ganz neuen Gesetzentwurfes auf dem betreffenden Gebiet zu unterwerfen. Es muß ein natürlicher Wunsch sein, zu einer Harmonisierung mit den Verhältnissen südlich der Grenze zu gelangen.

### *Der Hafen auf der Insel Røm muß fertiggestellt werden*

Das nordschleswigsche Transportgewerbe (ich denke hier speziell an den Straßentransport und die Speditionsbetriebe) sind gut entwickelt. Man muß daher darauf aufmerksam machen, daß wir uns hier der gemeinsamen Transportpolitik, die von der EWG geführt wird, anpassen müssen. Diese Bestimmungen sind kaum von Interesse für die große Öffentlichkeit, aber wir nehmen an, daß unsere Fuhrunternehmer und Spediteure schon mit den neuen Verhältnissen, unter denen man wird arbeiten müssen, vertraut sind. Es muß ein klarer nordschleswigscher Wunsch sein, daß unser Transportgewerbe nicht nur seine jetzige starke Stellung erhalten, sondern sie weiterhin entwickeln kann.

Obwohl die Grenze langsam ihre Bedeutung einbüßen wird, wird nichts daran hindern können, daß z. B. die Gemeinde Bau weiterhin ein Kraftzentrum in dieser Beziehung sein kann.

Hinsichtlich einer gemeinsamen Hafenpolitik ist der Gemeinsame Markt nicht sehr weit gekommen. Aber man muß doch unseren neuen Verkehrsminister darauf aufmerksam machen, daß sich in den Prinzipien und der Gebührenpolitik

erhebliche Unterschiede in Dänemark und im Lande Schleswig-Holstein geltend machen. In Nordschleswig besitzen wir zwei nicht unbedeutende Häfen, Sonderburg und Apenrade. Sie liegen nicht sehr weit entfernt von anderen guten Häfen südlich der Grenze. Die baldige Beurteilung dieses Problems von Sachverständigen müßte von Bedeutung sein, so daß wir nicht in eine Situation hineingeraten, durch die wir beim Eintritt in die EWG die Struktur und die natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten dieser Häfen schwächen.

Der Staatshafen auf Røm ist in der Hoffnung gebaut worden, auf der Insel ein Fischereigewerbe etablieren zu können. Der ganz große Erfolg ist — leider — nicht eingetreten, aber der Hafen besteht auch noch nicht viele Jahre. Dagegen hat er sich zu einem Verkehrshafen entwickelt — eine Verbindung zu der Insel Sylt — aber *die* Hoffnungen, die man an diesen Hafen knüpfte, sind bisher nicht in Erfüllung gegangen. Hier scheint für uns eine Chance beim Eintritt in die EWG zu liegen, wo ja für die Fischer freier Zugang zum Auslande der Fänge in ihren gegenseitigen Häfen besteht; Havneby wird jetzt schon in großem Ausmaße von norddeutschen Fischern benutzt, die hier jedoch Fische nicht landen dürfen. Es wäre in der jetzigen Situation einer Untersuchung wert, ob man feststellen kann, inwieweit der Hafen für diese Fischer — und somit wohl auch für dänische — als eigentlicher Fischereihafen von Interesse sein kann. In diesem Falle müßte der Hafenvorstand erörtern, welche Einrichtungen noch fehlen, und es wäre schön, wenn der Staat unter den Plan für den Hafen auf Røm einen Schlußstrich ziehen würde durch die Schaffung der eventuell noch fehlenden Einrichtungen und Dienstleistungen, die die Voraussetzung für die erwartete Entwicklung des Hafens sind. In der neuen Situation kann jeder sicher verstehen, daß es nicht nur für Nordschleswig, sondern für ganz Dänemark wichtig ist, daß die nordschleswigschen Gebiete so stark wie möglich an das übrige Land geknüpft sind. Dieser Gesichtspunkt wendet sich nicht gegen irgendjemand, da unsere Verbindung nach Süden sich im wesentlichen im Aufbau befindet. Die Autobahn von Hamburg bis Flensburg befindet sich im Bau, Hafenanlagen werden etabliert und ein großer und neuer Flughafen ist nördlich von Hamburg im Entstehen. Man setzt auch voraus, daß das Eisenbahnnetz südlich der Grenze stark modernisiert, vielleicht sogar elektrifiziert wird.

Nördlich der Grenze besitzt man ein gutes Straßennetz, ein paar gute Fährverbindungen nach Fünen, gute Wege nach Esbjerg, nach Aarhus und zu der neuen Brücke über den Kleinen Belt. Wir haben ausreichende Flugmöglichkeiten von Skrydstrup und Sonderburg nach Kastrup, aber es stehen einige große und bedeutende Wünsche auf unserem Wunschzettel.

Vor allem handelt es sich um den Bau der nordschleswigschen Autobahn von Christiansfeld zur Grenze, den man als die notwendigste Verkehrsaufgabe betrachtet, die in Verbindung mit Dänemarks Eintritt in die EWG gelöst werden

muß. Aber im gleichen Atemzug muß ich an die Bedeutung der Forcierung der festen Verbindung über den großen Belt für uns und für das Hauptstadtgebiet und für die Insel Seeland erinnern. Diese Verbindung muß für den Kontakt quer durch das Land als von entscheidender Bedeutung betrachtet werden. Ein anderes wichtiges Verkehrsproblem — obwohl mehr lokaler Art — ist der Bau einer neuen Brücke über den Alsensund — eine Notwendigkeit im Hinblick auf die starke Industrie und Wirtschaftsentwicklung, die auf Alsen stattgefunden hat.

### *Die dänische Staatsbahn auf dem Wege zu positiver Politik*

Auch die Planung der zukünftigen Eisenbahnpolitik ist für uns von Bedeutung. Wir hoffen, daß die durchgeführte Umlenkung des Güterstroms durch die Einrichtung eines Knotenpunktverkehrs sich als wirksam, schnell und praktisch für unsere Wirtschaft erweisen wird. Auch hoffen wir, daß die Verbindungen zu und von unserer Hauptstadt — und gen Norden zu Jütlands großen Städten — weiterhin verbessert werden können. Ganz gut wird es nicht, bevor die Verbindung über den Großen Belt kommt, aber es scheint, als ob die dänische Staatsbahn eine neue, dynamische Leitung bekommen hat, so daß wir vielleicht hoffen dürfen, daß man sich auf dem Wege von der negativen und defensiven Eisenbahnstilllegungspolitik zu einer aktiven und positiven Verkehrspolitik befindet, die den Wünschen entspricht, die ein modernes Publikum anno 1972 erwarten kann. Aber weder der Verkehrsminister noch die Leitung der DSB können natürlich erwarten, daß Menschen die Eisenbahn benutzen, wenn es keine Eisenbahn gibt.

Ich gestehe, daß die bisher erörterten Probleme praktischer Art waren, möchte jedoch zum Schluß daran erinnern, daß ein großer Teil der Kritik gegen Dänemarks Mitgliedschaft in der EWG auf dem Zweifel beruht, inwieweit Dänemark und das Dänische sich unter den neuen Verhältnissen behaupten können. Viele haben besonders auf die Probleme im Nordschleswigschen hingewiesen, und das ist nur natürlich, wenn man die geschichtlichen Erfahrungen der letzten 150 Jahre bedenkt. Wenn wir weiterkommen wollen, ist es jedoch notwendig, daß auch wir für eine Zusammenarbeit unter den Nationen arbeiten. Ob wir Dänen uns in einer solchen Zusammenarbeit behaupten können, muß die Zeit zeigen. Aber nicht zuletzt Nordschleswig hat wohl das Recht, darauf hinzuweisen, daß wir es können, wenn wir wollen. Bei unserem Eintritt in die EWG werden Dänen nicht zu Deutschen und Deutsche nicht zu Dänen. Wir müssen der EWG beitreten in der Überzeugung, zum neuen Europa menschliche und positive Gesichtspunkte beisteuern zu können. Ich glaube nicht, daß wir unsere Identität verlieren, und meines Erachtens ist es für uns eine Notwendigkeit, in der Arbeit dabei zu sein, um sie dadurch zu prägen.

*Die Landesbühne muß bald in Angriff genommen werden*



Jedoch möchte ich gern meinen Aufsatz mit dem Hinweis beenden, daß in zwei wesentlichen Punkten die dänische Gesellschaft notwendigerweise einen Einsatz in dem nordschleswigschen Gebiet leisten muß, einmal in der kulturellen Arbeit, und zum anderen auf dem Unterrichtssektor.

Auf dem kulturellen Gebiet denke ich nicht allein an das „Feinkulturelle“, weil gerade wir hier bewiesen haben, daß die volklich kulturelle Arbeit die wesentliche ist und bleibt. Aber natürlich wünschen wir der Bevölkerung so viele und so gute Angebote wie möglich und ein daraus folgendes aktives Miterleben zu geben. Daher ist es notwendig, für den Ausbau der Möglichkeiten einer solchen Entfaltung Opfer zu bringen. Es sollen keine Einzelheiten aufgeführt werden, aber z. B. die Errichtung von Bibliotheken in Gebieten, wo die jetzigen Bibliotheken als veraltet angesehen werden müssen, soll erwähnt werden. Erwähnen möchte ich die Modernisierung eines Teils unserer Versammlungshäuser, so daß sie ihrem Zweck entsprechend benutzt werden können, auch 1972 und auch von der Jugend, die heute andere Ansprüche als vor etlichen Jahren stellt. Ich weise auf die Notwendigkeit hin, daß dem „Sønderjyllands Symfoniorkester“ Möglichkeiten zur Fortsetzung seiner ausgezeichneten Wirksamkeit gegeben werden, und ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß die nordschleswigsche Landesbühne in der einen oder der anderen Form bald ihren Aufbau beginnen kann. Auch das geplante Museum in Hadersleben müßte bald in Angriff genommen werden, aber es gibt auch viele andere Dinge, die in der gegebenen Situation einer Förderung bedürfen.

### *Sorge um den Ausbildungssektor*

Viele scheinen der Meinung zu sein, daß die industrielle Entwicklung der Gebietsentwicklung gleichkommt. Das ist nicht richtig. Andere notwendige Dinge — und meines Erachtens besonders das Unterrichtswesen — haben hier eine besondere Bedeutung. Dies macht uns in Nordschleswig nach dem Beschluß, kein Unterrichtszentrum in das eigentliche nordschleswigsche Gebiet zu verlegen, natürlich große Sorge. Wir hoffen jedoch, daß eine positive und günstige Zusammenarbeit mit den am nächsten gelegenen Unterrichtsstädten zustande kommen kann, unter der Voraussetzung, daß man Verständnis zeigen wird für die Schaffung eines kontinuierlichen Ausbaus unseres jetzigen recht guten Unterrichtswesens, was für die weitere Entwicklung Nordschleswigs notwendig ist. Dabei denke ich vor allem an eine entsprechende und angemessene Entwicklung des höheren Schulwesens.

In Nordschleswig haben wir die Initiative zur Bildung einer nordschleswigschen Ausbildungskommission ergriffen, die aus hervorragenden Schulmännern u. a. besteht und die mit der Aufgabe betraut ist, eine weitestmögliche Katalogisierung existierender Ausbildungsformen in Nordschleswig vorzunehmen und

Überlegungen über einen eventuellen Über- oder Ausbau der bestehenden Ausbildungen und bezüglich neuer Ausbildungen anzustellen; u. a. Ausbildungen in Verbindung mit Ausbildungsinstitutionen an anderen Orten, z. B. Satellitenfakultäten, Abteilungen u. a.

Darüber hinaus werden eine Reihe von Bedarfsanalysen vorgenommen, und es werden Vorschläge für mehr unorthodoxe Ausbildungsformen, Forschungsgruppen sowie Untersuchungen über den Bedarf an Kursuszentren erwartet.

Auch andere Probleme könnten erwähnt werden, aber an dieser Stelle werde ich mich mit den oben erwähnten begnügen. Diese Erörterung darf also nicht als vollkommen betrachtet werden. Andere Fragen können in diesem Zusammenhang auftauchen.

#### *Kein Bedarf an „Sozialhilfe“*

Der Zweck dieses Beitrages ist es jedoch, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß es in Verbindung mit unserer Mitgliedschaft in der EWG in den nordschleswigschen Gebieten einige Probleme geben wird, die einer besonderen Untersuchung und vielleicht einer besonderen Stellungnahme bedürfen. Dadurch möchten wir keine größeren Rechte als andere erwerben und glücklicherweise können wir auch nicht als ein zurückgebliebenes Gebiet, das einer Art von „Sozialhilfe“ bedarf, betrachtet werden, doch ist es unser Wunsch, daß die dänische Gesellschaft als Ganzes erkennt, daß man in Dänemarks neuer Situation besondere Rücksicht auf das Gebiet nehmen muß, das der jetzigen Grenze zur europäischen Gemeinschaft am nächsten liegt, der Grenze, die langsam an Bedeutung als Grenze verlieren wird.

---

*Die EWG ist nicht das Paradies.*

*Diejenigen, die das behaupten, kennen weder die EWG noch das Paradies.*

*Aber die EWG ist unsere beste Chance.*

Poul Härtling, Vorsitzender der Venstre

# Die Übergangszeit für die neuen EWG-Mitglieder

*Die Übergangszeit für die vier neuen EWG-Mitglieder Großbritannien, Irland, Dänemark und Norwegen beginnt am 1. Januar 1973 und endet am 31. Dezember 1977.*

Unmittelbar nach der offiziellen Aufnahme in den Kreis der Partner treten die Gemeinschaftsverträge, das bisher erlassene EWG-Recht und die gemeinsamen Agrarmarktordnungen auch in den vier neuen Partnerstaaten in Kraft. Für die Angleichung der Agrarpreise sind sechs und für die Zollsenkungen fünf Stufen vorgesehen, während die Anpassung der Außenzölle in vier Phasen vollzogen werden soll. Ab 1. Januar 1978 sollen die neuen Mitgliedsländer die vollen Finanzbeiträge an die EWG-Kassen entrichten.

*Die wichtigsten Daten der Übergangszeit sehen so aus:*

*1.1.1973:* Beitritt, der EWG-Vertrag und — sofern keine Übergangsregelungen vereinbart sind — das EWG-Recht gelten auch in Großbritannien, Irland, Dänemark und Norwegen; Aufhebung der Kohlezölle.

*1.2.1973:* Die neuen Partner übernehmen das Instrumentarium der EWG-Agrarmarktordnungen.

*1.4.1973:* Für gewerbliche Waren kommt es zwischen den alten und neuen EWG-Mitgliedern zu einer ersten gegenseitigen Zollsenkung. In den vier Ländern erlangen zahlreiche EWG-Verordnungen Rechtskraft.

*1.4. bis 1.11.1973:* Eine erste Angleichung der Agrarpreise an das EWG-Niveau um ein Sechstel der Differenz wird je nach Beginn des Wirtschaftsjahres für die einzelnen Agrarprodukte vorgenommen; erste 20prozentige Senkung der Agrarzölle.

*1.7.1973:* Bis zu diesem Termin sollen die

meisten EWG-Richtlinien in nationales Recht umgesetzt sein.

*31.12.1973:* Die erste Zollsenkung um 20 Prozent für Obst und Gemüse und Gartenbauprodukte.

*1.1.1974:* Zweite gegenseitige Zollsenkung um 20 Prozent für Industriewaren; erste Anpassung der Zölle gegenüber Drittländern an den EWG-Zolltarif um 40 Prozent der Differenz.

*1.4. bis 1.11.1974:* Zweite Angleichung der Agrarpreise um ein Sechstel.

\*

*1.1.1975:* Zweite Angleichung der Außenzölle und dritte gegenseitige Zollsenkung um jeweils 20 Prozent.

*31.1.1975:* Zollvorteile der Commonwealth-Entwicklungsstaaten im Vereinigten Königreich werden erstmals verringert.

*1.4. bis 1.11.1975:* Dritte Angleichung der Agrarpreise.

\*

*1.1.1976:* Dritte Angleichung der Außenzölle und vierte Zollsenkung um je 20 Prozent.

*1.4. bis 1.11. 1976:* Vierte Angleichung der Agrarpreise um ein Sechstel.

\*

*1.7.1977:* Nach der vierten und letzten Anpassung der Außenzölle und nach der fünften und letzten Zollsenkung ist die Zollunion mit den vier neuen Mitgliedsstaaten verwirklicht.

*31.12.1977:* Mit der sechsten und letzten Anpassung der Agrarpreise ist der Gemeinsame Agrarmarkt hergestellt; die Übergangszeit ist offiziell beendet.

\*

*1.1.1978:* Die neuen Partnerstaaten zahlen die vollen Finanzbeiträge in die EWG-Kasse. Dabei sind allerdings Sicherungen gegen eine zu starke Steigung während der Jahre 1978 und 1979 vorgesehen.

\*

31.12.1982: Beabsichtigtes Ende der  
Sonderregelung für den Zugang zu den

Fischereigewässern.  
„Flensburger Tageblatt“ 5.2.1972

# NEUE SCHLESWIGSCHE LITERATURBRIEFE

1 / 1972

*Die Grenzfriedenshefte bringen in ihrer ersten Nummer des Jahres 1972 eine Dokumentation zu den „Flensburger Tagen 1971“. Nach Auffassung der Herausgeber und der Redaktion war die jüngste Veranstaltung dieser nunmehr seit 1954 stattfindenden deutsch-dänischen Begegnungen so ausgeprägt von der Absicht getragen, dem Programm sowohl Tiefen- wie auch Breitenwirkung zu geben, daß die „Flensburger Tage“ im vergangenen Herbst als eine Zäsur zwischen Tradition und Zukunft in der Reihe dieser Begegnungen stehen können. Dabei wurde zugleich als allgemeine Auffassung vertreten, daß es darauf ankommt, Tradition, Gegenwart und Zukunft in der Programmgestaltung zu verbinden. In den Begrüßungsansprachen von Stadtpräsident Artur Thomsen, Flensburg, wie auch von Frau Bürgermeister Camma Larsen-Ledet, Apenrade, in den Schlußworten von Bürgermeister Svend Kirchheiner, Tondern, und Oberbürgermeister Heinz Adler, Flensburg, kehrte dieser Gedanke in variiert Form ebenso wieder wie in den Pressekommentaren. Herausgeber und Redaktion hoffen daher, der allgemeinen politischen und kulturellen Debatte im Grenzland zu dienen, wenn die wesentlichen Ereignisse und Meinungsäußerungen der „Flensburger Tage“ hier festgehalten werden; sie hoffen zugleich, durch diese Dokumentation Impulse für den Fortgang der Debatte zu geben.*

## DAS PROGRAMM DER FLENSBURGER TAGE

MITTWOCH, DEN 22. SEPTEMBER 1971

Rathaus – Ratssaal

### *Mehr Information von jenseits der Grenze?*

Ein Gespräch dänischer und deutscher Journalisten  
unter Leitung von Carl Heydenreich und Helmut Sethe  
Einleitender Bericht: Th. V. Adolph

Deutsches Haus - Großer Saal

### *Musik und Tanz für junge Leute*

Veranstalter: Kreisjugendring Flensburg-Stadt  
Es spielen: Haimons, Apenrade - Die Art, Flensburg

---

In Verbindung mit den Flensburger Tagen 1971  
finden u. a. folgende Veranstaltungen statt:

Stadtbücherei - Süderhofenden

### *Land und Landschaft beiderseits der Grenze*

Eine Ausstellung deutscher und dänischer Bildbände,  
veranstaltet von der Stadtbücherei und Dansk Centralbibliotek

Dansk Centralbibliotek, Norderstraße 59

### *Ausstellung über moderne Architektur*

Veranstalter: Sydslesvigs Dansk Kunstforening

Rathaus, Am Pferdewasser

### *Ausstellung moderner dänischer Skulpturen*

Veranstalter: Sydslesvigs Dansk Kunstforening

DONNERSTAG, DEN 23. SEPTEMBER 1971

Stadttheater

*Eröffnung der Flensburger Tage 1971*

Georg Friedrich Händel: Orchesterkonzert Nr. 25 F-Dur

Begrüßung:

Stadtpräsident Artur Thomsen, Flensburg

Frau Bürgermeister Camma Larsen-Ledet, Apenrade

Generaldirektor Hans Sølvhøj, Kopenhagen:

„Deutschland und Dänemark — Geschichte und Zukunft“

Georg Friedrich Händel: Orchesterkonzert Nr. 25 F-Dur

Es spielt das Nordmark-Sinfonie-Orchester Flensburg

Leitung: GMD Professor Heinrich Steiner

Rathaus - Bürgerhalle Podiumsgespräch:

*Wo drückt noch der Schuh?*

Sorgen und Ziele der nationalen Minderheiten heute

Leitung: Stadtpräsident Artur Thomsen

Es diskutieren:

Hardy Knudsen, Hauptvorstandsmitglied von Dansk Grænseforening

Harro Marquardsen, Vorsitzender des Bundes Deutscher Nordschleswiger

K. O. Meyer, Vorsitzender des Südschleswigschen Wählervereins

Dr. H. Onnasch, Grenzlandreferent der Schlesw.-Holst. Staatskanzlei

Deutsches Haus - Großer Saal

*Konzertabend*

Sønderjyllands Symfoni-Orkester - Nordmark-Sinfonie-Orchester

Leitung: Carl von Garaguly

FREITAG, DEN 24. SEPTEMBER 1971

Rathaus – Ratssaal

*Die straf- und zivilrechtliche Behandlung von Verkehrsunfällen  
nördlich und südlich der Grenze*

Dänische und deutsche Juristen diskutieren

Einleitende Berichte:

Retsassessor R. Lind, Sonderburg

Rechtsanwalt Dr. jur. O. Vaagt, Flensburg

Rathaus – Bürgerhalle

*Empfang der Stadt Flensburg*

Idrætshalle, Moltkestraße 20 c

*Hallensportschau*

Vergleichskämpfe zwischen den Städten Apenrade, Hadersleben,  
Sonderburg, Tondern und Flensburg:

Judo - Badminton - Tischtennis - Handball

Deutsches Haus - Großer Saal

*Spaß muß sein — Quiz, Musik und gute Laune*

Eine Veranstaltung des NDR und RIAS Berlin



SONNABEND, DEN 25. SEPTEMBER 1971

Stadttheater

*Schlußveranstaltung der Flensburger Tage 1971*

Jean Sibelius: Finlandia, Tondichtung, op. 26,7

Botschafter a.D. Dr. Friedrich Buch, Staufen:

„Möglichkeiten und Grenzen der Diplomatie in unserer Zeit“

Schlußworte:

Bürgermeister Svend Kirchheiner, Tondern

Oberbürgermeister Heinz Adler, Flensburg

Carl Maria von Weber: Ouvertüre „Der Freischütz“

Es spielt das Nordmark-Sinfonie-Orchester Flensburg

Leitung: GMD Professor Heinrich Steiner

Stadion, Fichtestraße/Arndtstraße 5

*Sport im Stadion*

Programm:

Fußball: Schleswig-Holstein/Aarhus

Leichtathletik: Flensburg/Sønderjylland-Athletik-Alliance

Deutsches Haus - Großer Saal

*Internationales Tanzturnier*

Veranstaltet vom Flensburger Tanzklub e.V.

unter Mitwirkung von Spitzenpaaren des Amateurtanzes  
aus zahlreichen Ländern

## Die Flensburger Tage 1971 im Rückblick

Nach den harten grenzpolitischen Gegensätzen der ersten Nachkriegsjahre war es 1954 eine mutige Tat, die ersten „Flensburger Tage“ zu veranstalten. Es ging darum, nicht einfach abzuwarten, bis die Gegensätze im Laufe der Zeit von selbst an Schärfe verlieren würden, sondern aktiv in diesen Prozeß einzugreifen, ihn zu fördern und zu beschleunigen. Der Erfolg gab den Initiatoren recht; die Beteiligung der nordschleswigschen Städte an den dänisch-deutschen Begegnungen seit 1960 war eine schöne Bestätigung des richtigen Weges. Es lag nahe, sich mit dem ersten Versuch eines Brückenschlages an die führenden Persönlichkeiten aller Lebensbereiche auf beiden Seiten der Grenze zu wenden und die Verbreitung des Verständigungsgedankens von diesem Kreise zu erwarten. Die Hoffnung erfüllte sich; und eben dies ist der Grund, warum es immer zwingender wurde, Ablauf und Angebot der ersten Veranstaltung nicht einfach zu kopieren, sondern dem sich verändernden Verhältnis zwischen Deutschen und Dänen anzupassen. Den deutlichsten Versuch in dieser Richtung haben wir mit den Flensburger Tagen 1971 gemacht. Die beiden Völker in unserem Lande standen lange genug gegeneinander; daraus ein Nebeneinander gemacht zu haben, ist das Ergebnis vieler ernsthafter Bemühungen von beiden Seiten. Unsere Aufgabe ist es, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des erwarteten EWG-Beitritts Dänemarks, das Nebeneinander zu einem Miteinander fortzuentwickeln. Die drei Stufen lassen sich auch mit Gegnerschaft, Partnerschaft und Freundschaft bezeichnen. Doch geht es dabei nicht darum, alle Unterschiede zu verwischen oder aufzuheben. Es wird und soll nach wie vor Dänen in Deutschland und Deutsche in Dänemark geben, und sie sollen sich kulturell und politisch ausrichten, wie sie wollen. Aber sie sollen voneinander wissen, sich kennen- und verstehen lernen. Das ist der Sinn eines deutsch-dänischen Treffens. Die Vielfalt der zwei Kulturen in unserem Lande soll sich möglichst vielen seiner Bewohner erschließen. Dann wird ein Reichtum daraus und — vielleicht — ein europäisches Modell. Dazu gehört aber mehr und etwas anderes als die Vermittlung von Kenntnissen über die jeweils andere Volksgruppe. Es genügt nicht, daß die eine Gruppe sich der anderen in ihrer Besonderheit darstellt. Das mehr rezeptive Aufnehmen muß ergänzt werden durch das aktive Erleben des Zusammenseins der Menschen von hüben und drüben.

Solche Überlegungen standen Pate bei der Programmgestaltung der Flensburger Tage 1971. Darum finden sich neben den hergebrachten Formen wie der repräsentativen Eröffnungs- und Schlußveranstaltung mit prominenten Rednern

beider Seiten, neben Sinfoniekonzert und Empfang im Rathaus neue Programmteile wie Sportwettkämpfe, Unterhaltungs- und Gesellschaftsabende, Musik und Tanz für junge Leute und Diskussionen zwischen bestimmten Berufsgruppen und den Sprechern der Minderheiten. Nicht alles hat sich voll bewährt. Vielleicht sollte man die festlichen Vormittage im Stadttheater und den großen Empfang in einer neuen Veranstaltungsform verbinden.

Das Programm des Konzertabends ließ die Leistungsfähigkeit der beiden großen Orchester nicht voll zur Entfaltung kommen. Hier ist mehr Beratung nötig, vielleicht auch eine günstigere Terminwahl. Aber daß es möglich ist, die Musiker des Sønderjyllands-Orkesters und des Nordmark-Sinfonie-Orchesters zu einem großen Klangkörper zu vereinen, ist so bemerkenswert, daß dieses gemeinsame Konzert aus dem Programm nicht fortzudenken ist.

Das Sportangebot war reichhaltig und gut organisiert. Wenn trotzdem — vor allem im Stadion — nicht die erhofften Zuschauerzahlen erreicht wurden, so lag das z. T. auch an der Terminwahl. Oder wurde zuviel Sport angeboten? Dann müssen wir straffen, konzentrieren und, wenn es geht, die Attraktivität für das Publikum noch erhöhen.

Der Jugend einen Abend zu geben, erwies sich als richtig. Näher am Wochenende hätte er sicher noch mehr Gäste angelockt.

Zu vollen Publikumserfolgen wurden der Unterhaltungsabend „Spaß muß sein“ mit dem Norddeutschen Rundfunk und — im Rahmenprogramm — das festliche internationale Tanzturnier.

Die Journalisten und die Juristen aus Deutschland und Dänemark führten untereinander interessante und gehaltvolle Diskussionen, deren Wert allein daraus erhellt, daß beide Gruppen ihre Gespräche in zwangloser Folge fortsetzen wollen. Sollte aus dem Journalistentreffen — wie beabsichtigt — eine Grenzlandpressekonferenz entstehen, wäre das ein Erfolg dieser deutsch-dänischen Tage.

Die Podiumsdiskussion in der Bürgerhalle des Rathauses über Probleme der beiden Minderheiten, die unter der Überschrift „Wo drückt noch der Schuh?“ stand, bewies nicht nur, daß ein solches Thema viele Menschen in unserem Lande interessiert, sondern auch, daß wir heute selbst gegensätzliche Auffassungen mit großer Fairneß und in aller Offenheit vortragen können. Die verschiedenen Standpunkte wurden sehr deutlich akzentuiert, ohne die Atmosphäre eines guten Gesprächs zu stören. Daß nur ein kleiner Teil der vorgesehenen Fragen zur Sprache kam, sollte uns ermuntern, mit solchen Diskussionen fortzufahren.

Ihr Publikum fanden auch etliche Rahmenveranstaltungen, wie die Ausstellungen in der Stadtbücherei und in Dansk Centralbibliotek und die Kunstaussstellung im Rathaus. Spontane Anteilnahme zeigten die Padborger Eisenbahner, die vor dem Bundesbahnhof ein Blaskonzert gaben, mit dem sie — obwohl nirgends

angekündigt — viele Zuhörer erfreuten.

Schließlich sind die Gastwirte in Flensburg nicht zu vergessen, die ihr Angebot an Speisen und Getränken auf typische Erzeugnisse unserer Landschaft abgestellt hatten und so auf ihre Weise zum Gelingen des Ganzen beitrugen.

\*

Etwa 7000 Menschen haben die Veranstaltungen der Flensburger Tage besucht. Dazu kamen Hunderte von Akteuren — Musiker, Sportler usw. — aus Deutschland und Dänemark, die einander bei ihren Darbietungen, aber auch im geselligen Kreise begegnet sind. Aus Dänemark wären gewiß noch mehr Menschen gekommen, wenn nicht — was niemand rechtzeitig wissen konnte — unmittelbar vorher die Folketingswahlen stattgefunden hätten.

Wir wollen nicht zufrieden sein; mit manchen Einzelheiten können wir das auch nicht. Dennoch darf der Versuch, von dem „Honoratiorentreffen“ weg zu einer Veranstaltung für die ganze Bevölkerung zu kommen, im ganzen als gelungen bezeichnet werden. Der Weg ist richtig. Wenn wir ihn weitergehen, wird die deutsch-dänische Begegnung ein unserem Jahrzehnt entsprechendes Gepräge bekommen. Damit ist auch die Frage beantwortet, ob solche Treffen noch Sinn haben. Solange sie der allgemeinen Entwicklung der Beziehungen zwischen unseren Völkern nicht nur folgen, sondern ihr vorauslaufen, solange eine positive Zielsetzung möglich ist, sind solche Veranstaltungen nicht nur sinnvoll, sondern notwendig.

Im Zuge dieser Entwicklung sollten wir jedoch auf die ursprüngliche Bezeichnung „Flensburger Tage“ verzichten. Dieser Name war anfangs gut und richtig, weil es hier begonnen hat. Aber seitdem jedes zweite Treffen in Tondern, Hadersleben, Apenrade oder Sonderburg stattfindet, wäre eine gemeinsame Überschrift besser. In einem gleichen Namen käme auch ein Stückchen von der Programmatik der Begegnungen deutlicher zum Ausdruck. Man könnte es zweisprachig sagen: Dansk-Tyske dage — Deutsch-Dänische Tage. Vielleicht läßt sich das auch noch griffiger formulieren. Vorschläge nehmen wir gern entgegen.

\*

Meine Erinnerungen an die Flensburger Tage 1971, verbunden mit einer „Manöverkritik“ aus eigener Sicht, möchte ich nicht beenden, ohne all denen — und das sind sehr viele — herzlich zu danken, die an der Planung, Vorbereitung und Durchführung mitgewirkt haben, aber auch all denen, die das Angebot akzeptiert und an einer oder gar mehreren Veranstaltungen teilgenommen haben. Wenn jeder nur ein wenig mehr von der Besonderheit unseres Grenzlandes erfahren hat, ein wenig tiefer in seine Probleme eingedrungen ist, ein wenig bewußter den Reiz, hier zu leben, genossen hat und vielleicht auch ein wenig verständnisvoller, toleranter gegenüber der anderen Volksgruppe geworden ist, dann ist der Zweck voll erreicht.

In diesem Sinne freue ich mich auf die dänisch-deutsche Begegnung in Sonderburg im Jahre 1973.

## Ein Kommentar der Flensburger Tage 1971

Ein Kommentar der Flensburger Tage 1971 kann nicht begonnen werden, ohne zunächst einen herzlichen Dank an die Stadt Flensburg für das Gesamtarrangement gerichtet zu haben. Viele gute Kräfte wurden eingesetzt, und fast alle Veranstaltungen gelangen voll und ganz. Einen Dank an alle, die zu dem in allen Teilen guten Verlauf beitrugen.

Die Flensburger Tage wie auch die Dänisch-Deutschen Tage in Nordschleswig stützten sich bisher — und so auch 1971 — auf die in Flensburg in den fünfziger Jahren geschaffene Grundlage. Aber im Laufe der Jahre wurden viele Erneuerungsversuche gemacht, und daher wird man auch einen wesentlichen Unterschied zwischen den ersten Flensburger Tagen und denen im Jahre 1971 erkennen, aber es sind ja auch fast zwei Jahrzehnte seit dem Beginn vergangen. Es hat die Veranstalter immer sehr interessiert, wie man diese Begegnung so entwickeln könnte, daß mehr zur Teilnahme animiert würden. Man erkennt daher auch, daß mehrere positive Versuche im Laufe der Jahre gemacht wurden, um die Begegnungen volkstümlicher zu gestalten.

Es war daher erfreulich zu beobachten, daß man sowohl den Unterhaltungsabenden wie dem Tanzturnier großes Interesse entgegenbrachte, während man wohl weiterhin feststellen muß, daß der Sport gleichsam seine eigenen, festgelegten Wege geht.

Neu und interessant waren diesmal die Veranstaltungen für bestimmte Gruppen. Das galt den Journalisten, Juristen und den Minderheiten. Diese Sonderveranstaltungen hatten einen ausgezeichneten Verlauf und boten den Teilnehmern reiche Möglichkeiten, alte Bekanntschaften zu erneuern oder neue zu schließen. Eine Erweiterung solcher Veranstaltungen ist einer Überlegung wert. Musikalisch gab es Schönes, sowohl bei dem großen Konzert als bei der Eröffnung und beim Abschluß. Die Teilnehmerzahl an der Abschlußfeier deutet jedoch darauf hin, daß das mehr Formelle nicht so stark auf Interesse stößt. Die Menschen fühlen sich heute freier und unverpflichteter und brechen mit allen Traditionen — man wird weniger formell, eine Tatsache, die wir sicherlich bei zukünftigen Überlegungen berücksichtigen sollten. Oder war die Teilnahme nur schlecht, weil es ein Sonnabendvormittag war?

Es fanden gute Vorträge statt, es wurden ausgezeichnete Ausstellungen geboten, so daß man für vieles zu danken hat.

Der Bürgermeister von Sonderburg hat uns mitgeteilt, daß die Stadt Sonderburg 1973 gemeinsam mit den drei früheren gastgebenden Städten zu Dänisch-

Deutschen Tagen einladen wird. Es wird interessant sein, wie Sonderburg dies nächste Treffen gestalten wird.

Aber auch hier wird man sich sicherlich mit einem der Hauptprobleme der Treffen befassen: Wie kann man das Interesse für diese Begegnungen in immer größeren Kreisen wecken?

Einen herzlichen Dank an die Stadt Flensburg für eine sehr gelungene Veranstaltung 1971.

---

1954

*In der Geschichte der Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien gibt es Perioden, in denen enge geistige und wirtschaftliche Kontakte bestanden, aber auch Zeiten der Entfremdung. Fern jeder Nordlandschwärmerei, aber bereit, jede die Völker verbindende Arbeit zu unterstützen, hofft die Stadt Flensburg, mit ihrer Veranstaltung Flensburger Tage 1954 einen Beitrag zu einem echten Gespräch zwischen den Völkern zu liefern. Sie ist sich dabei ihrer besonderen Aufgabe als nördliche deutsche Grenzstadt bewußt und glaubt, der Klärung wichtiger Fragen zu dienen, wenn sie berufene Sprecher bittet, sowohl zu den geistigen als wirtschaftlichen Problemen, die das deutsche und dänische Volk gemeinsam betreffen, Stellung zu nehmen.*

*Die Stadt Flensburg lädt zur Teilnahme an den Veranstaltungen ein und begrüßt alle Gäste und Bürger herzlich in der Erwartung, daß wir am Anfang eines Beginnens stehen, dessen Wiederholung aus der Geschichte und Lage der Stadt als fruchtbar und notwendig erscheint.*

*Thomas Andresen, Stadtpräsident*

*Friedrich Drews, Oberbürgermeister*

## FLENSBURGER TAGE

1971

*Zum sechsten Male seit 1954 lädt die Stadt Flensburg zu der Herbstversammlung*

*„Flensburger Tage“ ein. 1960, 1965, und 1969 erwiderten die Städte Apenrade, Hadersleben und Tondern mit entsprechenden Veranstaltungen, die wie in Flensburg dem politischen und kulturellen Gedankenaustausch der Grenzbevölkerung dienen. Von Beginn an wurden Themen und künstlerische Darbietungen zur Debatte gestellt, die unmittelbar in Verbindung mit dem öffentlichen Leben des Grenzraumes stehen, zugleich aber auch solche, die als typisch für die Gegenwart beider Nationen angesehen werden können. Auch 1971 wird dieser Leitgedanke das Programm bestimmen. Darüber hinaus ist der Versuch gemacht worden, den Themen- und Veranstaltungskreis weiter auszufächern, um möglichst viele Kreise für den Gedanken der Flensburger Tage zu interessieren. Die Stadt Flensburg würde sich freuen, wenn diese Absicht anerkannt würde und lädt herzlich die gesamte Bevölkerung zur Teilnahme ein. Das Interesse der Bürger und aller Gäste wird die Grundlage für die zukünftige Gestaltung einer Begegnung bleiben, deren Sinn es ist, gegenseitige Informationen und menschliche Kontakte zu fördern.*

*Artur Thomsen, Stadtpräsident*

*Heinz Adler, Oberbürgermeister*



*Aus dem „klassischen“ Teil des Programms bringen wir den Vortrag Hans Sølvhøjs, der sowohl eine geistesgeschichtliche Studie zu den deutsch-dänischen kulturellen Beziehungen als auch eine dänische politische Erklärung zur Situation der beiden Länder ist, und den Vortrag von Friedrich Buch, der aus der reichen Erfahrung des Diplomaten die kleinen und großen Dinge des politischen Geschehens in die rechte Relation bringt und Ausdruck konstruktiver politischer Gedanken ist. Die Berichte der Presse zu diesen Vorträgen wie zu allen anderen Veranstaltungen waren zahlreich und farbig, freilich wurde die Aufgabe der Berichterstattung auf weite Strecken von den Lokalredaktionen wahrgenommen. Die politischen Redaktionen enthielten sich im Gegensatz zu den fünfziger Jahren weitgehend grundsätzlicher Äußerungen und Kommentare. Es muß aber erwähnt werden, daß der von deutschen und dänischen Zuhörern lebhaft begrüßte Vortrag von Hans Sølvhøj teilweise eine bemerkenswert scharfe Kritik in der dänischen Presse fand. Neue Akzente wurden vornehmlich durch die Gespräche zwischen den Journalisten und den Juristen zu beiden Seiten der Grenze gesetzt. Da es sich bei der Erörterung der juristischen Teilnehmer sehr stark um Fachfragen handelte, verzichteten wir auf eine Wiedergabe der Ausführungen, bringen aber den Vortrag von Thomas Viktor Adolph vor den Journalisten, weil diese Veranstaltung dem besonderen Sinn der „Flensburger Tage“ in bezug auf Breitenwirkung entspricht.*

*Die Podiumsdiskussion an sich lebt so sehr vom Aroma des Augenblicks, daß wir auch hier auf eine Wiedergabe verzichten, dafür aber unterstreichen, daß Thema und Art der Veranstaltung sehr begrüßt wurden. Wenn Stadtpräsident Artur Thomsen davon spricht, daß die Programme auch den Dingen vorausseilen können oder sollen, dann handelt er diesem Gesetz entsprechend, wenn er die Anregung einer Zeitung, den Namen der Städtebegegnungen dem Geist der siebziger Jahre anzupassen, positiv auf greift.*

HANS SØLVHØJ

## Deutschland und Dänemark - Geschichte und Zukunft

Im Jahre 1789 unternahm der Dichter Jens Baggesen eine Reise nach Deutschland und Frankreich und in die Schweiz. In seinem Buch „Das Labyrinth“ hat er darüber berichtet. Während eines Aufenthaltes in Lübeck traf er „einen gemütlichen Hanseaten, welcher uns mitten in seiner Familie mit echter, zwangloser Gastfreundlichkeit empfing“. Aber dieser Freund, den Baggesen hier gewann, hielt nicht sehr viel von der dänischen Sprache. Als der Dichter sich bei ihm erkundigte, was er gegen den Reichtum, die Üppigkeit und Schönheit der dänischen Sprache habe, stellte der Hanseate nüchtern fest, daß die dänische Sprache der der Tierwelt zu sehr ähnele, weil sie jeglicher Artikulation entbehre, und daß sie so weich sei, daß alle Gedanken und Gefühle notwendigerweise in ihr versinken müßten.

Wenn wir dem Lübecker zum Teil auch beipflichten müssen hinsichtlich seines ersten Einwandes, so ist es jedoch recht leichtfertig von ihm, zu behaupten, daß Gedanken und Gefühle in unserer dänischen Sprache verlorengehen. Gerade im Verhältnis zwischen Deutsch und Dänisch bzw. Deutschland und Dänemark ist die Sprache, in welcher ich zu Ihnen rede, zu gedanklicher Schärfe und emotionaler Kraft gereift. Auch vor diesem Hintergrund danke ich Ihnen dafür, daß ich heute hier — als eine Selbstverständlichkeit — die dänische Sprache benutzen kann.

\*

Eines der interessantesten Phänomene unserer europäischen Geschichte — die wir oft als die eigentliche Weltgeschichte empfinden, weil ausgerechnet wir hier wohnen — ist der Begriff des Nationalismus. Es gibt Historiker, die meinen feststellen zu können, daß dieser Begriff oder dieses Gefühl erstmalig mit eindeutiger Kraft während des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich im 14. und 15. Jahrhundert nachgewiesen werden kann. Im übrigen aber war es typisch für das Mittelalter und die Zeit der Renaissance, daß die Nationalitäten im großen und ganzen friedlich nebeneinander lebten innerhalb der von den fürstlichen Dynastien geschaffenen Staaten. Die Kriege und politischen Machtkämpfe waren mehr dynastischer als nationaler Art. Dies änderte sich jedoch allmählich, und mit Napoleon als eigentlichem Urheber entsteht — insbesondere in Deutschland, aber auch in anderen von Napoleon unterdrückten Ländern — ein Nationalgefühl, welches in der Sprache, der Lebensanschauung, den Lebensgewohnheiten und zum Teil auch in der Religion seinen Unterbau hat und in der Geschichte eine Stütze findet. Wenn dieses Nationalgefühl ins Überschwengliche gesteigert wird, sprechen wir von Nationalismus.

Im Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark wird der Nationalismus erst am Anfang des 19. Jahrhunderts zu einem Störenfried. Gewiß war der Geschichtsschreiber Saxo so etwas wie ein Deutschenhasser und gewiß gab es im 14. Jahrhundert eine nationale Opposition den deutschen Lehns Männern gegenüber; der eigentliche Umschwung aber trat erst im 19. Jahrhundert ein. Die Gründe für diese nationale Spannung liegen auf der Hand und ich werde sie später erläutern. Vordem waren Deutsch und Dänisch in einem bunt gemischten Muster ineinander verflochten, und das Verhältnis zwischen den Nationalitäten war im großen und ganzen reibungslos.

Unter den nordischen Ländern nimmt Dänemark zweifelsohne eine Sonderstellung ein. Das ausgesprochen Skandinavische war nie besonders ausgeprägt, es war jederzeit die deutsche Beeinflussung die entscheidende. Ein dänischer Wissenschaftler wurde während des Zweiten Weltkrieges beinahe gesteinigt, weil er sich wie folgt geäußert hatte: „Falls die Grundlage der dänischen Kultur außerhalb des Landes gesucht werden soll, wird man sie nur in Deutschland und nirgendwo anders finden können.“ Es muß zugegeben werden, daß er sich

einen besseren Zeitpunkt für eine solche Feststellung hätte aussuchen sollen als gerade die Jahre der Besetzung Dänemarks — was er zum Ausdruck brachte, ist aber wahr. Aus Deutschland kamen nicht nur die Reformation, die Romantik und die Gewerkschaften nach Dänemark; im 19. Jahrhundert war die ganze dänische Bürgerkultur hinsichtlich Literatur, Musik und Bildung überhaupt aufs engste mit deutscher und insbesondere mit norddeutscher Tradition verbunden. Das dänische Beamtentum hat in diesem Zeitraum und später in bezug auf Lebensanschauung und Lebensstil in seiner Prägung manches gemeinsam mit dem norddeutschen Beamtentum. Auch das akademische Bildungssystem ähnelt dem deutschen und hat z. B. mit dem englischen nichts gemeinsam. Insbesondere in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war ein nicht unwesentlicher Teil der adeligen und bürgerlichen Oberschichten mehr oder weniger zweisprachig — mit Deutsch als zweiter Sprache. Die Dichter der Romantik und Spätromantik bedienten sich unbeschwert der deutschen Sprache. Das berühmteste der Zitate, mit welchem die Bindung der dänischen Kultur mit Deutschland belegt werden kann, stammt nicht von einem Dichter, sondern von einem Wissenschaftler. H. C. Ørsted schrieb im Jahre 1848, als die deutsch-dänischen Spannungen in Schleswig-Holstein ihren Höhepunkt erreicht hatten: „Zutiefst empfinden wir, der Feind ist doch unser Bruder, durch Jahrhunderte mit uns verbunden.“

\*

Die Ereignisse der Jahre 1848 bis 1850 und 1864 beeinflussten naturgemäß in entscheidender Weise das Verhältnis zwischen Deutsch und Dänisch. Ich werde mich hier nicht auf eine längere geschichtliche Darlegung oder Analyse der schleswigschen Kriege einlassen, sondern mich mit der Feststellung begnügen, daß das nationale Wiedererwachen in Dänemark nach 1864 in mancherlei Hinsicht ein antideutsches Gepräge hatte. Die eine der zwei großen christlichen Bewegungen, die Innere Mission, hatte zwar Johann Hinrich Wiehern aus Hamburg und den deutschen Pietismus überhaupt als Inspirator, die andere Erweckungsbewegung jedoch, die grundtvigianische, war ausgesprochen dänisch-national, und Grundtvig selber stand für eine Orientierung gen England. Die Volkshochschulbewegung zentrierte sich um das Nationale; in den „Kampfliedern“ war die Rede davon, Dänemarks Feinde seien die „Feinde der Wahrheit und des Rechts“, und die Themen „nordisches Erbe“ und „nordische Größe“ machten sich überall breit. Die Entwicklung in der dänischen Landwirtschaft wurde kräftig gefördert durch die wachsende Genossenschaftsbewegung und führte Dänemark ebenfalls fort von Deutschland und näher an England heran.

In der langen Zeitspanne von 1848 bis nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges gab es nie Zweifel darüber, daß sich das dänische Volk mehr und mehr dem Norden und England zuwandte und sich von Deutschland distanzierte. Bismarck,

Wilhelm II., Ludendorff und Hitler wurden aufgefaßt als wahre Sinnbilder nicht nur der deutschen Staatsräson und des deutschen Expansionsdranges, sondern auch als Exponenten des deutschen Geistes. Nur in engeren Akademikerkreisen und in der dänischen Arbeiterbewegung orientierte man sich noch am deutschen Modell.

\*

In den Jahren nach 1945 änderte sich das Bild allmählich. Die Begeisterung für das Angelsächsische erreichte ihren Höhepunkt in den ersten Nachkriegsjahren, und das Vordringen des Kommunismus in Osteuropa führte allmählich zu der realpolitischen Feststellung, daß Dänemark kaum größere Zukunftsaussichten hätte, wenn es sich nicht Europa zuwendete. Der erste entscheidende Schritt wurde 1949 getan, als Dänemark, nachdem ein nordisches Verteidigungsbündnis aufgegeben werden mußte, sich dem nordatlantischen Bündnissystem NATO anschloß. Als gewählt werden mußte zwischen Neutralität, verbunden mit gleichzeitiger Isolierung, und einem Verteidigungsbündnis, entschied sich Staatsminister Hans Hedtoft mit solider parlamentarischer Rückendeckung für das letztere; eine Entscheidung, die den endgültigen Bruch darstellt mit der dänischen Neutralitätspolitik, die seit dem Jahre 1720 ununterbrochen fortgesetzt worden war.

Als Deutschland im Jahre 1955 Mitglied der NATO wurde, entfachte dies in Dänemark die erwarteten gefühlmäßigen Reaktionen. Es wurde hierbei festgestellt, daß nicht nur linksstehende politische Kräfte, sondern auch meinungbildende Leiter der linksliberalen Kreise die damals noch vorhandenen Ressentiments gegenüber Deutschland in ihrem Kampf gegen die NATO als solche benutzten. Von entscheidender Bedeutung für das deutsch-dänische Verhältnis wurde jedoch, daß zwei inhaltlich ziemlich gleichlautende Regierungserklärungen im März 1955 abgegeben wurden, in welchen die kulturellen und politischen Rechte der deutschen bzw. dänischen Minderheit gesichert wurden. Seit damals ist der Begriff „Grenzkampf“ aus dem dänischen Wortschatz fast verschwunden.

Seit 1955 wurde das deutsch-dänische Verhältnis immer besser. Eine eigentliche nationalistische Haltung Deutschland gegenüber wird in Dänemark sozusagen nur von linksradikalen Kräften eingenommen. Und doch hat die kulturelle und politische Diskussion über Dänemarks Beitritt zur EWG auch warnende Stimmen von anderer Seite aufkommen lassen.

\*

Damit gelangen wir zur Frage des derzeitigen Verhältnisses zwischen Deutschland und Dänemark und ihrer beiden Völker. Die Bundesrepublik hat sich seit 1945 Schritt für Schritt aus der Isolierung gelöst, die eine Folge des Krieges und der Niederlage war. Die Aussöhnung mit Frankreich, die nahen Beziehungen zu England und die unverkennbare Entspannung im Verhältnis zu den

sozialistischen Ländern Europas hat Deutschland wieder einen Platz als bedeutende Macht in der europäischen Politik gegeben. Dänemark seinerseits hat vermutlich ein für allemal die Politik des nordischen Isolationismus aufgegeben und die großen politischen Parteien haben sich für den Beitritt zur EWG entschieden.

In Dänemark, wo der Nährboden für einen überholten Nationalismus besser ist als in dem neuen Deutschland, begegnet man zwar hier und da noch gewissen isolationistischen Bestrebungen, jedoch muß hierbei hervorgehoben werden, daß der Widerstand gegen die EWG auf dem wirtschaftlichen Sektor — in den Diskussionen über Wirtschaftsfragen — tatsächlich am schwächsten ist. Die eigentlichen Einwände haben ausschließlich politische und kulturelle Aspekte, und oft haben sie ihren Schwerpunkt in der Frage, welche Folgen die EWG für das deutschdänische Verhältnis haben wird.

Was die allgemeinen Bedenken betrifft, haben sie oft ihren Ursprung in der Tatsache, daß ein relativ kleines Land wie Dänemark befürchten muß, nicht nur seine sprachliche und kulturelle Eigenständigkeit, sondern auch seine politische Autonomie zu verlieren. Es wird in größeren Kreisen befürchtet, man könne sich, einmal der EWG beigetreten, nie wieder davon lösen, sondern sei für alle Ewigkeit gezwungen, in einem Kollektiv zu leben, welches möglicherweise von den großen mittel- und südeuropäischen Staaten beherrscht würde und in dem — in gewissem Umfang — die strenge katholische Staatsauffassung eventuell eine Vorherrschaft erreichen könnte, welche in scharfem Widerspruch zu dem liberalen politischen Stil der skandinavischen Länder stehen würde. Das Ergebnis eines solchen Denkens ist, daß man seine Selbständigkeit und politische Autonomie am besten durch Absonderung, bestenfalls durch einen nordischen Neoisolationismus sichert. Dieser Gedanke erscheint nur wenig realistisch. Vielmehr wäre zu der Vorstellung Anlaß, daß der liberale politische Stil der nordischen Länder so früh wie möglich versuchen sollte, Einfluß auf Arbeitsformen und Gepflogenheiten in einem integrierten Europa zu gewinnen. Der Traum von einem engen nordischen Bündnis, unabhängig und neutral, hat genauso wenig mit der Wirklichkeit zu tun wie der vor mehr als zwanzig Jahren gehegte Gedanke einer nordischen Verteidigungsgemeinschaft oder die zu Grabe getragene Vorstellung einer Wirtschaftsunion oder weitreichenden Absprachen zwischen den nordischen Staaten. Hingegen kann die Aufnahme Dänemarks und gegebenenfalls auch Norwegens in die EWG den Auftakt für eine enge nordische Zusammenarbeit bilden, welche von den beiden neuen Mitgliedsstaaten auf Europa übertragen werden kann. Die europäische Integration bedeutet deshalb keine Niederlage des nordischen Gedankens, sondern eine Herausforderung an denselben.

\*

In Dänemark liegen die stärksten und am besten artikulierten Einwände gegen

eine positive Europapolitik auf der kulturellen Ebene, und es darf hier gesagt werden, daß diese Einwände nicht nur aus den Kreisen der sogenannten Linksinтеллектуellen (Schriftsteller, Wissenschaftler, Soziologen und Pädagogen) kommen. Vielmehr läßt es sich eindeutig und mühelos feststellen, daß der Kreis der Zweifler Menschen aus allen Bevölkerungsschichten und allen politischen Richtungen in seinen Reihen zählt.

Eines der am häufigsten vorgebrachten Bedenken bezieht sich auf die Prophezie einer gewaltigen deutschen Einwanderung nach Dänemark. Der Sprecher einer Gruppe von Sozialdemokraten, die im Gegensatz zur Parteileitung gegen den Beitritt Dänemarks zur EWG sind, hat kürzlich ein Bild heraufbeschworen von einer Nation, bestehend aus fünf Millionen Dänen und fünf Millionen Deutschen, indem er annimmt, daß die Einwanderung aus Deutschland bis zum Jahre 2000 solche Dimensionen erreicht haben wird. Diese Voraussage ist sehr vage fundiert und mit so vielen Unsicherheitsfaktoren behaftet, daß man mit Recht versucht ist, die Zahl als Phantasie abzutun. Weiterhin wird von vorneherein eine Verschmelzung der beiden Bevölkerungsteile ausgeschlossen. Statt dessen sieht man vor sich zwei getrennte nationale Gruppen und muß dabei an die Wolgadeutschen denken. Solch phantastische Vorstellungen haben ihren Ursprung unter anderem in der Tatsache, daß die Bevölkerungsdichte in der Bundesrepublik bei 235 Personen je qkm liegt, wogegen sie in Dänemark nur 113 beträgt. Nach der eben geschilderten Denkweise soll dieser Unterschied in der Bevölkerungsdichte einen solchen Druck auf Dänemark ausüben können, daß die Möglichkeiten einer freien Kapitalbewegung und der freie Erwerb von Grund und Boden in der gegebenen Lage zu einer Schwächung der dänischen Nation führen würden.

Hierzu kann wohl gesagt werden, daß selbstverständlich mit einer deutschen Einwanderung gerechnet werden muß. Jedoch wird man über das Tempo und den Umfang nur rätseln können; zweifellos kann man aber darauf vertrauen, daß es zu einer langsamen Verschmelzung der beiden Bevölkerungsgruppen kommen wird. Hier kann höchstens in bezug auf die Grenzgebiete ein Vorbehalt geltend gemacht werden, weil die nationale Bewußtheit dort am größten ist und weil die beiden Minderheiten ihre Existenz auf bestimmten geschichtlichen Voraussetzungen aufgebaut haben.

\*

Ein junger, begabter dänischer Theologe, Søren Krarup, Gemeindepfarrer in Jütland und ein ausgezeichnete Schriftsteller, zählt zu den schärfsten Gegnern der EWG-Politik Dänemarks. Er wird sehr häufig — gewiß nicht immer zu seinem Wohlgefallen — auch von EWG-Gegnern auf dem linken Flügel zitiert, dem er bestimmt fernsteht. Vor nicht allzulanger Zeit hat er sich auf eine scharfe Polemik mit einem hohen dänischen Staatsbeamten eingelassen, der in Flensburg seinen

Dienst tut. Pastor Krarups Befürchtungen beziehen sich in erster Linie auf die Folgen eines EWG-Beitritts für die deutsch-dänische Grenze. Er ist der Ansicht, daß man bei einer Aufhebung der politischen Grenze — oder bei einer kräftigen Minderung ihrer Bedeutung — die kleinen, die einfachen und die schwachen Menschen im Stich lassen würde. Die unzähligen grauen, anonymen Menschen, die keine bewußte Vorstellung über ihre eigene Identität besitzen, bedürfen nach Ansicht von Pastor Krarup einer wahren, festen, sichtbaren und stabilen Landesgrenze, um dänisch bleiben zu können. Anders verhält es sich mit den bewußten Dänen, den fest verwurzelten, den Gebildeten, die ein sicheres Gefühl dafür haben, worin ihre Eigenart besteht. Diese Menschen werden sehr viel leichter an ihrer ursprünglichen Nationalität festhalten können. So ungefähr ist die Theorie von Pastor Krarup.

Man darf seine Zweifel hinsichtlich der Stichhaltigkeit dieser Auffassung haben. Könnte vielmehr nicht die unbewußte Eigenart die größere Kraft besitzen? Sogenannte einfache Menschen, deren Identität und deren ganzes Wesen ihren Ursprung nicht in irgendeiner Philosophie oder in geschulter Denkweise oder literarischer Tradition haben, sondern im alltäglichen Leben, in den Gewohnheiten des Arbeits- und Familienlebens, solche Menschen könnten die stärksten bei einer nationalen Konfrontation sein. Viel eher könnte man annehmen, daß die anderen, die Bewußten, die Gebildeten, die Wissenden ihre nationale Eigenständigkeit verlieren und sich zu vaterlandslosen Europäern entwickeln könnten. Im Laufe der Zeit könnte man sich das Entstehen einer internationalen Oberschicht unter den Europäern vorstellen. Eine solche Möglichkeit läßt sich wenigstens ahnen, ja es gibt sogar Leute, die behaupten, eine solche Gruppe sei bereits heute existent. Aber die Arbeiter, die Bauern und die Angestellten werden nicht in diesem Sinne europäisiert werden.

Viele Dänen haben offen und ehrlich die hier erwähnte kulturelle Befürchtung zum Ausdruck gebracht. Es lohnt sich, sie zu diskutieren, aber diejenigen, die in dieser Richtung geängstigt sind, irren sich. Die unbewußte Nationalität oder besser gesagt das unbewußte Nationalgefühl, welches den stereotypen Alltagsmenschen eigen ist, ist nicht das schwächste. Es ist das Gegenteil der Fall. Dies ist eine bewährte Tatsache in der Geschichte Europas.

\*

Als Glied derselben Gedankenreihe trifft man auch die Behauptung, daß kleine Nationen in einer nahen und direkten Konfrontation mit den großen Nationen praktisch ausgelöscht werden. Auge in Auge mit den Großen müssen die Kleinen weichen, zu allerletzt verblassen sie und verschwinden möglicherweise ganz, heißt es. Diese Anschauung, die in mancherlei Hinsicht an die Emotionen appelliert und z. B. das Selbstmitleid weckt, hat keine seriösen Anhaltspunkte. Im heutigen Europa sehen wir, in welcher bemerkenswerter Weise nationale

Minderheiten sich behaupten können, es sei hier z. B. an die Waliser, die Tiroler, die Basken und Bretonen gedacht. In einigen Fällen haben sie zwar die offizielle Sprache ihres Wirtslandes angenommen, ihre Volklichkeit haben sie auf alle Fälle bewahrt. Einige der dänischen EWG-Gegner zeichnen sich durch eine gewisse Inkonsequenz aus. Auf der einen Seite befürchtet man das Ende in der deutschen Umarmung, andererseits hebt man die individuelle Originalität der kleineren Völker hervor. Es ist schwer einzusehen, daß diese Originalität sich in einem isolierten Dasein besser behaupten könnte als in einer Gemeinschaft mit großen Nationen, durch welche die kleinen herausgefordert wären. Es gibt keine vernünftige Erklärung dafür, daß Dänen und Norweger es schwieriger haben sollten, ihre Volklichkeit und ihren Lebensstil zu bewahren, als z. B. die Waliser oder die Basken.

Ein dänischer Schriftsteller von Gewicht und Format, Peter Seeberg, der im Grenzland geboren und aufgewachsen ist, sagt, daß sein Widerstand gegen eine dänische Integrierungspolitik in seinem Widerwillen dem Großen gegenüber und in seiner Vorliebe für das Kleine begründet ist. Seiner Meinung nach ist Europa ein Aufkleber, eine Phrase, eine trübselige Affäre. Andere wiederum gehen von dem Gedanken aus, daß das Individuum in einer kleinen politischen oder organisatorischen Einheit die besten Bedingungen für eine freie Entfaltung der Persönlichkeit findet. In dieser Beziehung werden oft Beispiele aus Deutschland im 18. Jahrhundert und Anfang des 19. Jahrhunderts angeführt. Auch geht man so weit, daß man sich eines Zitats des schweizerischen Arztes und Psychologen C. G. Jung aus dem Jahre 1934 bedient: „Je kleiner das Volk, um so mehr ist die Individualität des Bürgers gewährleistet und um so größer ist die relative Freiheit und damit auch die Möglichkeit einer bewußten Selbstverantwortung.“ Gewiß ist es leicht verständlich, daß sich ein freier Forscher so ausdrücken kann, und insbesondere, daß es ihm im Jahre 1934 natürlich erscheint, sich so zu äußern. Man muß jedoch entscheidend an der ewigen Gültigkeit einer solchen Betrachtungsweise zweifeln. Die Freiheit des Individuums und die wahre Mobilität stehen nicht in direktem Zusammenhang mit der Größe des jeweiligen Staates oder Staatenbundes. Es ist vielmehr eine Frage der Einstellung, Tradition, Gesetzgebung und Wirtschaftsformen, im ganzen also eine Frage des soziologischen und politischen Systems. Wir sind uns in der Tat bewußt, daß Krisen politischer oder wirtschaftlicher Natur vorübergehend einengend auf die Freiheit gewirkt haben, die wir in demokratisch-parlamentarischen Staaten dem einzelnen zukommen lassen möchten. Derartige Krisen haben von Zeit zu Zeit insbesondere die großen Staaten erschüttert, dies aber ändert nichts an der Gesamtauffassung. Um das Bild abzurunden, sei noch hinzugefügt, daß es kleine Staaten oder kleine verfassungsmäßige Einheiten innerhalb Europas gibt, in welchen der einzelne in sehr eingegrenzter Freiheit lebt. Es ist also wirklich nicht



eine Frage der Größe, aber eine des Lebensstils und des politischen Systems. In dieser Hinsicht kommt auch der wirtschaftlichen Kraft große Bedeutung zu. Formale Rechte und die entscheidenden Freiheitsrechte werden erst dann zu Realitäten, wenn hinter ihnen eine wirtschaftliche Stärke steht. Hier kann hinzugefügt werden, daß die EWG im Lauf der Zeit einen höheren Lebensstandard für alle Mitgliedstaaten mit sich führen wird. Im bilateralen Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark, so wie dies sich innerhalb des Rahmens der EWG entwickeln wird, wird der höhere Lebensstandard auch den Freiheitsrechten neuen Inhalt geben, denn Wohlstand macht frei.

\*

Bei eingehender Betrachtung der allgemeinen demokratischen Bürgerrechte in Deutschland und in Dänemark wird man eine weitgehende Übereinstimmung in Philosophie und Gestaltung feststellen können. Die individualisierende Tendenz des germanischen Rechts im Vergleich zum Formalismus des Römerrechts ist ebenfalls in beiden Ländern vorhanden. Man geht wohl kaum zu weit mit der Behauptung, die dänische Sozialgesetzgebung und ihre Handhabung sei ganz allgemein umfassender und fortschrittlicher als die deutsche. Andererseits ist die Bundesrepublik auf einem anderen sehr wichtigen Gebiet, nämlich hinsichtlich des Mitbestimmungsrechts der Industriebeschäftigten in ihren Betrieben, der Entwicklung in Dänemark um einiges voraus. Generell kann festgestellt werden, daß diese Art der Demokratie, die den Arbeitern und Angestellten einen weit größeren Einfluß als früher gewährt, in Deutschland größere Ausbreitung gefunden hat, als dies in Dänemark der Fall ist.

Diese Vergleiche habe ich unternommen, um zu belegen, daß eine politische und wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Dänemark innerhalb der EWG wahrscheinlich für beide Seiten ein Ansporn sein wird, im politischen und sozialen Bereich Korrekturen vorzunehmen, um ja nicht dem anderen in irgendeiner Beziehung nachzustehen. Dies kann für die Bevölkerung beider Länder nur von Vorteil sein.

\*

Es gibt in meinem Vaterlande eine ziemlich weit verbreitete Schwäche, nämlich den festen Glauben daran, wir hätten auf vielen Gebieten etwas sehr Großes erreicht, etwas bisher in der Welt Unübertroffenes. Man redet unermüdlich über die dänische Genossenschaftsbewegung, die dänische Volkshochschule, über Søren Kierkegaard, Grundtvig und dergleichen mehr. Gewiß, diese Beispiele sagen einiges aus über unseren Beitrag zur Geistesgeschichte Europas und zum Teil auch der wirtschaftlichen Entwicklung, und selbstverständlich darf jeder Däne darauf stolz sein. Wenn man aber heute den Blick über die Welt schweifen läßt, nicht einmal die ganze Welt, sondern nur über Europa, ja wenn man am Abend nur einmal „Le Monde“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ oder die „Neue

Zürcher Zeitung“ aufschlägt, dann ertappt man sich selbst bei der Einsicht, daß wir Dänen unsere eigene Vortrefflichkeit ein wenig überbewertet haben, und man lernt einzusehen, daß die Welt größer, komplexer ist und mehr Möglichkeiten bietet, als wir unmittelbar von den dänischen Inseln überblicken können.

\*

Napoleon lebt noch. In gewissem Sinne ist er der geistige Vater eines zählebigen Nationalismus in den Ländern, die seinerzeit Frankreich untertan waren. Auch in Deutschland und damit indirekt in Dänemark entstand während des 19. Jahrhunderts ein derartiger Nationalismus romantischer Prägung. In Dänemark fand dieser Nationalismus einen natürlichen Nährboden durch die Aktivitäten Bismarcks und Hitlers. Und wir haben deshalb in Dänemark Leute, die noch in dieser Vergangenheit leben und überall Schatten sehen. Solche Leute werden es schwer haben, den Wert einer umfassenden europäischen Zusammenarbeit — mit der Integrierung als Endziel — zu entdecken. Sie wissen, daß die bilateralen Kontakte zwischen Deutschland und Dänemark dadurch gestärkt werden — und das ist es, welches sie am meisten fürchten. Die Überreste eines romantischen Nationalgefühls stellen sich in gewissem Sinne einer dänischen außenpolitischen Mobilität in den Weg. Die linken Kräfte in der dänischen Politik, die aus anderen Gründen die EWG, die NATO und eine deutsch-dänische Annäherung überhaupt bekämpfen, legen oft diese alte nationalistische Platte auf. Eine seltsame Mischung aus Linksorientierten, aus Kräften der Mitte und aus rechtsstehenden Kreisen versucht heute, die Entwicklung zu bremsen. Dieser Versuch wird aber mißlingen, und danach wird sich dieses widernatürliche Bündnis auflösen. Eine vernünftige Außenpolitik wird immer pragmatisch sein. Um Bestand haben zu können, muß sie ideenreich sein, sie darf aber nicht durch Ideologien terrorisiert werden. Es ist ein leichtes, festzustellen, daß gewisse Staaten innerhalb und außerhalb Europas, die sonst ein festes ideologisches Fundament besitzen, ihre Außenpolitik nach rein pragmatischen und keineswegs ideologischen Richtlinien führen.

Es bleibt zu hoffen, daß eine ähnlich pragmatische Grundeinstellung vorherrschend sein wird bei der Annäherung, wie sie in diesen Jahren zwischen unseren beiden Ländern stattfindet.

Für Dänemark ist es von unermeßlicher Wichtigkeit, daß diese neue Politik, die von Neutralität und Isolierung Abschied nimmt, sich innerhalb eines multilateralen Rahmens vollzieht. Dies gilt sowohl für die NATO-Politik als auch für die EWG-Politik. Generalleutnant Wolf Graf von Baudissin hat sich neulich wie folgt über die deutsch-dänische Verteidigungszusammenarbeit geäußert:

„Die Integrierung der Streitkräfte innerhalb des multilateralen NATO-Bündnisses hat auch das Problem hinsichtlich des Mißverhältnisses relativiert, das sonst schnell entstehen könnte bei einem bilateralen Bündnis zwischen Deutschland

und Dänemark, welches aus dänischer Sicht politisch unvorteilhaft sein würde, da eine westdeutsche Dominanz unumgänglich wäre. Die derzeit gegebene politische Konstellation und die Struktur des Militärbündnisses berücksichtigen das Verlangen der Bundesrepublik Deutschland nach einer gesicherten Nordflanke und geben Dänemark den bestmöglichen Schutz gegen den Osten, ohne daß Dänemark in politische Abhängigkeit von seinem südlichen Nachbarn gerät.“

In ihrer philosophischen Substanz lassen sich diese Gesichtspunkte auf die politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit übertragen. Eine bilaterale Zusammenarbeit würde Dänemark eine schwache Position geben, aber ein starkes Deutschland, eingebettet in eine parlamentarisch kontrollierte europäische Gemeinschaft auf den Gebieten der Sicherheit, der allgemeinen Politik und der Wirtschaft, wäre ein natürlicher Nachbar für Dänemark. Eine solche Entwicklung hat sich schon lange angebahnt, sie sollte durchdacht, behutsam und nicht zu hastig durchgeführt werden, so daß sie die Entspannung zwischen Ost und West nicht in negativem Sinne beeinträchtigt. Aber diese Entwicklung muß fortgesetzt werden, denn sie ist unsere einzige reale Möglichkeit. Die Zeit aber arbeitet für uns.

## Möglichkeiten und Grenzen der Diplomatie in unserer Zeit

Eigentlich hätte ich Ihnen heute über meine Erfahrungen als deutscher Diplomat, vor allem als Botschafter in Kopenhagen, wo ich von 1963 bis 1965 akkreditiert war, erzählen sollen. Dies hätte deshalb nahegelegen, weil ich diesen Kopenhagener Jahren den Kontakt mit dem Grenzland hier und damit die Einladung zu dem heutigen Vortrag verdanke. Vor einem persönlichen Erlebnisbericht war mir jedoch etwas bange. Ich befürchte nämlich, daß ein solcher Bericht nicht sehr kurzweilig ausfallen würde. Es schien mir deshalb richtiger, meine Ausführungen unter einen objektiveren, sachlicheren Aspekt zu stellen, indem ich mir die Frage gestellt habe, wozu die Leute, die man Diplomaten nennt, heute überhaupt noch gut sind. Wozu braucht man sie, sofern man sie überhaupt noch braucht? Was kann man heute von der Diplomatie noch erwarten? Natürlich kann ich auf diese Fragen auch nur aus meiner persönlichen Sicht antworten, d. h. auf Grund der Erfahrungen und Einsichten, die mir mein Berufsleben vermittelt hat. So kehre ich mehr oder weniger doch zu dem persönlichen Bericht zurück, den ich vermeiden wollte.

### I

Bismarck soll gesagt haben, daß der Staatsmann viel weniger tun könne, als das Publikum glaube. Wenn er mit dieser Bemerkung auf sich selbst gezielt hat, dann wäre das ein Understatement von außerordentlicher Bescheidenheit. Auf die Diplomaten läßt sich der Ausspruch schon eher anwenden. Die Zeiten sind vorbei, wo Diplomaten mit am Rädchen drehen oder drehen konnten, sofern es solche Zeiten jemals wirklich gegeben hat. Die Arbeit eines Diplomaten ist heute handfeste Berufsarbeit, öffentlicher Dienst. Sie bringt keine Sensation mit sich. Und wenn es einmal Sensationen gibt, so haben sie mit der Berufsarbeit kaum etwas zu tun und sind meist auch der Art, daß man gerne darauf verzichtet. Ich brauche nur die Entführungen zu erwähnen, denen Diplomaten neuerdings ausgesetzt sind, diesen Terror und Menschenraub, den auszudenken unserer Zeit vorbehalten blieb.

Es ist ein Gemeinplatz, daß die diplomatische Tätigkeit heute nicht mehr das sei, was sie früher war. Die Gründe für dieses Urteil liegen auf der Hand: Da ist zunächst die atemberaubende technische Entwicklung, die wir in den beiden letzten Menschenaltern, d. h. seit Beginn dieses Jahrhunderts erlebt haben. Die Welt, die Entfernungen auf der Erde sind zusammengeschrumpft. Von einem Erdbeben in Südamerika erfahren wir schon nach wenigen Stunden; noch am selben Tage können wir am Fernsehschirm Augenzeuge der Schreckensszenen

werden. Ja, wichtige Ereignisse, wie die Landung von Menschen auf dem Mond, können wir vor dem Bildschirm direkt miterleben. Denken wir einmal zurück, wie es früher war. Der Gesandte oder Konsul eines europäischen Landes in Übersee, in Südamerika, im Fernen Osten oder in Australien bekam um die Jahrhundertwende vielleicht alle zwei bis drei Monate einen Depeschensack; im übrigen war er auf sich gestellt. blieb er von überraschenden Vorkommnissen verschont, so führte er ein beschauliches Leben. Er hatte Muße, Expeditionen zu unternehmen, um Land und Leute zu erforschen, oder anderen Neigungen nachzugehen. Dafür mußte er, wenn es einmal eine heikle Situation gab — etwa eine Revolution — aus eigener Verantwortung handeln und Entscheidungen treffen, für die er sich heute eine Weisung von zu Hause einholt. Heute haben wir für den Verkehr mit der Heimat den Funk, das Telefon, den Fernschreiber, die Luftpost usw. Und für den engsten Kreis der allerwichtigsten und allerhöchsten Machthaber gibt es noch den sogenannten heißen Draht, die direkte Verbindung für Fälle höchster Dringlichkeit und Gefahr. Nicht zu vergessen die persönliche Besuchsdiplomatie der Minister und Staatsoberhäupter, die sich geradezu zu einer politischen Touristik entwickelt hat. Da kann man doch allen Ernstes fragen: Wozu noch Diplomaten? Wenn bei den alten Römern der Senat eine Gesandtschaft aus fernem Land empfing, so war das ein Akt von zwingender Notwendigkeit. Das mußte sein. Ohne diesen persönlichen Besuch konnte die Botschaft nicht übermittelt werden. Wenn ich aber als deutscher Botschafter in Kopenhagen den Außenminister aufsuchte, um ihm eine Nachricht zu überbringen, etwa eine Entschließung der Brüsseler Gremien zum EWG-Komplex, kam ich mir oft recht überflüssig vor. Mein Gesprächspartner war, wenn ich zu ihm kam, nur allzuoft schon bestens im Bilde. Er hatte, was ich ihm erzählen sollte, schon in den Tagesnachrichten gehört oder es lag ihm bereits ein Bericht seines Vertreters in Brüssel vor.

Die Wandlungen, die das Leben seit Beginn des Jahrhunderts erfahren hat, betreffen natürlich nicht nur die Diplomaten, sondern uns alle. Aber die Natur der diplomatischen Funktionen — es sind recht eigentlich Boten- und Übermittlungsfunktionen — bringt es mit sich, daß man hier ganz besonders irre wird und sich fragt, ob die Funktionen noch der Zeit entsprechen. Es gibt ja viele Berufe, die im Laufe der Zeit überflüssig werden. Sie sterben dann aus. Wir haben keine Schmiede mehr, die Rüstungen und Waffen schmieden. Aber die Diplomaten gibt es immer noch. Es gibt sie nicht nur; sie haben obendrein noch viel von dem Drum und Dran der alten Zeit beibehalten. Noch heute schicken die Außenministerien Kuriere mit dem Kurier- und Depeschensack auf die Reise. Nebenbei bemerkt: Die deutschen Kuriere deponieren ihren Kuriersack im Gepäckwagen und nehmen im Schlafwagen Platz. Nur die Handdepeschen, das sind die sehr wichtigen Schriftstücke, nehmen sie mit. Natürlich gäbe es auch

dafür eine andere Art der Übermittlung. Kennedy und Chruschtschow haben auf dem Höhepunkt der Kubakrise bestimmt nicht mittels Kuriers miteinander korrespondiert. Noch heute gibt es im zwischenstaatlichen Verkehr das Protokoll mit seinen umständlichen Titulaturen und Formen. Es gibt die Verbalnoten, die Noten, die Aides-mémoires usw. Und auch das mit dem Dasein eines Diplomaten verbundene gesellschaftliche Leben mit Uniform, Frack, Orden, großen Abendkleidern für die Damen, Diners, Empfängen usw. gehört doch eigentlich auch zu den Relikten der Vergangenheit. Wo gibt es dergleichen noch in unserer Zeit? So überrascht es deshalb auch nicht, daß man immer wieder, auch in der Publizistik, der Meinung begegnet, Diplomatie und Diplomaten seien ein Anachronismus und gehörten in die Mottenkiste.

Dieses Urteil ist sehr oberflächlich; es hält keiner Prüfung stand. Es gibt sicher in der Diplomatie und um sie herum gar manches, was nach altem Muff riecht. Und das skeptische Urteil über die Diplomatie hängt damit zusammen. Da sehen wir etwa einen Botschafter in einer abenteuerlichen Uniform, wie man sie heute nur auf dem Theater zu Gesicht bekommt — Gottlob gibt es das für uns Deutsche nicht mehr —, mit goldbesticktem Kragen, funkelnden Orden und Dreispitz Zeremonien abnehmen, die einem normalen Menschen ein Gefühl peinlicher Beklommenheit hinterlassen. (NB. Außerhalb des diplomatischen Dienstes habe ich ähnlich prunkvolle Uniformen nur bei der höheren Beamtschaft in Kopenhagen angetroffen. Es war für alle Beteiligten immer wieder eine Quelle der Heiterkeit, den Gesprächspartnern, mit denen man in den Ministerien zu tun hatte, bei großen Anlässen in der Aufmachung napoleonischer Marschälle zu begegnen.) Es gibt in der Tat kaum einen Beruf, wo Schein und Sein so auseinanderklaffen. Das „Image“, das wir uns vom Diplomaten machen und das wesentlich durch den äußeren Glanz bestimmt wird, formt auch die Erwartungen, die wir an seine Arbeit und Leistung stellen. Wir erwarten auch insoweit Spektakuläres und sind enttäuscht, wenn sich hinter der Fassade ein ganz normaler nüchterner Berufsalltag herausstellt. Ob das, wie viele meinen, früher soviel anders war, möchte ich bezweifeln. Wenn ein Diplomat in einem entscheidenden Zeitpunkt eine wichtige oder sensationelle Erklärung übermittelt, so tritt er dadurch in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, wie wir das anlässlich der Berlin-Verhandlungen der vier Botschafter wieder erlebt haben. Aber auch dann ist er ja nicht der wirkliche Akteur, der Urheber der Erklärung, sondern nur Übermittler, Instrument seiner Regierung. Das war früher nicht anders. Auch in der guten alten Zeit machten nicht die Diplomaten die Politik, sondern die Regierungen. Gewiß konnte es damals wegen der zeitraubenden Verbindungswege eher zu einer Situation kommen, wo der Botschafter auf sich gestellt war und aus eigenem Ermessen handeln mußte. Ob die Diplomaten dann wirklich immer gehandelt haben, ist die Frage. Heute, wo Funk, Fernschreiber,

Telefon einen ständigen Kontakt mit der Zentrale, fast wie über den Schreibtisch, ermöglichen, kommen solche Situationen kaum mehr vor. Das ist kein Nachteil. Ein Botschafter muß bei allem, was er sagt und tut, sicher sein, im Sinne seiner Regierung zu handeln. Im Zweifel wird er Rückfrage halten und sich die Zustimmung einholen. Das ist nicht Mangel an Initiative, sondern ist notwendig, um die eigene Regierung davor zu bewahren, in unvorhergesehene, unerwünschte Situationen zu kommen. Die Entwicklung der Kommunikationsmittel hat also nicht nur den diplomatischen Wirkungskreis beschränkt, sondern zugleich neue Möglichkeiten für einen ständigen Kontakt zwischen Zentrale und Auslandsmission eröffnet, die eine bessere und straffere Ausrichtung der Außenpolitik gewährleisten.

Im Mittelpunkt der diplomatischen Funktionen steht natürlich nach wie vor die allgemeine Repräsentation des Staates und der Regierung nach außen, im politischen und juristischen Sinn. Dazu muß heute jeder Staat in den für ihn wichtigen Metropolen einen diplomatischen Vertreter haben, der für ihn rechtsverbindlich und zuverlässig Erklärungen abgibt und entgegennimmt. Damit verbinden sich eine Fülle von Nebenfunktionen. Ich möchte sie die Information nennen.

Früher war der Botschafter der einzige Informant seiner Regierung. Heute ergießt sich über die Außenministerien eine Flut von Nachrichten der Massenmedien Presse, Rundfunk und Fernsehen. Das hat die diplomatische Information natürlich beeinflußt, aber nicht entbehrlich gemacht. Im Gegenteil will mir scheinen, daß die Berichterstattung der diplomatischen Mission heute wegen dieser Nachrichtenflut aus anderen Quellen komplizierter ist als früher. Man soll der eigenen Regierung nichts melden, was sie schon aus Presse, Rundfunk usw. weiß. Auf der anderen Seite gilt es, im Auge zu behalten, daß sich die Regierung für ihre Überlegungen nicht allein auf die Presse usw. stützen kann. Es gibt auch falsche Pressemeldungen. Interviews können berichtigt werden. Die eigene Berichterstattung muß deshalb die Nachrichtenflut der Massenmedien ergänzen, erforderlichenfalls berichtigen; sie soll Wichtiges hervorheben, erläutern usw. Sie soll kurz gesagt dem Ministerium eine verlässliche Basis für seine Überlegungen und Entscheidungen vermitteln. Dabei ist selbstverständlich auch Raum für Einflußnahme auf die ministeriellen Entscheidungen, für Beratung, Vorschläge, Aufklärung usw. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß der Mensch gerade im Bereich der sog. Selbstverständlichkeiten Mißverständnissen besonders ausgesetzt ist. Hier klärend einzugreifen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des diplomatischen Vertreters. Wie schwer ist es für uns Deutsche, zu verstehen, welche Bedeutung die Schweizer Neutralität im Denken und Fühlen der Schweizer Bürger für ihr staatliches Selbstverständnis hat. Nicht als ob es darum ginge, die Schweizer zur Aufgabe ihrer Neutralität zu bereden. Aber erst, wenn man erkannt

hat, daß die Neutralität für die Bürger dieses Vielnationenstaates sozusagen ein Staatssymbol ist, dann erst kann man ihre Einstellung etwa zur EWG verstehen. Auch daß die Nachbarschaft zwischen großen und kleinen Staaten — z. B. Bundesrepublik einerseits, Schweiz und Dänemark andererseits — Probleme schafft, die sich vom Standpunkt des Großen ganz anders darstellen als vom Standpunkt des Kleinen, ist eine Binsenwahrheit, für die man immer wieder Verständnis wecken muß. Ein großes Land wie die Bundesrepublik hat gut großzügig sein für fremde Arbeitskräfte, für fremdes Kapital, im Grundstücksverkehr usw. Für ein kleines Land sieht das ganz anders aus.

Was schließlich den Alltag, die laufende Arbeit anlangt, so ist man heute in den Botschaften bestimmt nicht ärmer dran als früher, trotz aller technischen Entwicklung der Kommunikationsmittel. Im Gegenteil, gerade die technische Entwicklung hat zu einer Fülle von neuen Aufgaben des Staates geführt, aus denen sich internationale Kontakte ergeben. Neben der klassischen Aufgabe des Diplomaten, der Repräsentation seines Landes, gibt es unzählige neue: die Öffentlichkeitsarbeit, die Handels- und Finanzpolitik, die militärischen Fragen, die Kulturpolitik usw. Mit diesen neuen Aufgaben kann man allerdings nicht viel Staat machen. Sie treten nicht in das Blickfeld der Öffentlichkeit und zählen deshalb nicht. Die internationalen Verflechtungen sind heute alles in allem viel komplizierter als früher. Sie bedürfen deshalb erst recht einer Maschinerie, um sie reibungslos zu bewältigen. Ganz besonders gilt dies für den weiten Bereich internationaler Aufgaben, der heute in der Zeit fortschreitender Integration von den internationalen Organisationen wahrgenommen wird. Welch eine Fülle von Arbeit wird nicht in der Brüsseler Zentrale der EWG, in den Außenministerien der Mitgliedsländer, in den bei der Kommission in Brüssel akkreditierten Vertretungen geleistet! Hier hat sich eine Form der diplomatischen Arbeit entwickelt, die aus unserer Zeit nicht wegzudenken ist: Verwaltungsarbeit auf internationaler Ebene, eine harte, zähe Arbeit, die Sachkenner zahlreicher Fachgebiete erfordert.

Es gibt noch einen Faktor, der für die falsche Beurteilung der diplomatischen Funktionen von Bedeutung ist. Ein amerikanischer Senatsausschuß hat in einem Bericht über den diplomatischen Dienst die These an die Spitze gestellt, die vornehmste Aufgabe eines Botschafters sei, seine Instruktionen zu befolgen. Die Loyalität gegenüber dem Dienstherrn, die man allgemein von dem Beamten verlangt, spielt in der Tat bei einem Diplomaten, der sein Land insgesamt nach außen repräsentiert, eine besondere Rolle. Gottlob kann man diesem Gebot unbedingter Loyalität in der Regel entsprechen, ohne seinem Gewissen allzuviel zuzumuten. Aber es hat doch immer wieder Konflikte gegeben. Einige sind in die Geschichte eingegangen. Ich erinnere an den Konflikt zwischen Bismarck und dem Grafen von Arnim, damaligem deutschem Gesandten in Paris, v. Arnim versuchte die Politik Bismarcks, der die republikanischen Kräfte in Frankreich



unterstützte, zu durchkreuzen zugunsten der Monarchisten. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und endete damit, daß v. Arnim, der in die Emigration gegangen war, in Abwesenheit zu einer hohen Zuchthausstrafe wegen Geheimnisverrats verurteilt wurde. Das Wort Geheimnisverrat weckt Reminiscenzen an Vorkommnisse neuester Zeit und zeigt, wie aktuell die Dinge sind. Nicht jede Abweichung der persönlichen Auffassung von der offiziellen Linie vermag einen solchen Konflikt zu rechtfertigen. Nur allzuoft hat man den Eindruck von Rechthaberei und Besserwisserei. Aber es gibt natürlich auch echte Grenzfälle. Ein spektakuläres Beispiel dafür ist der Fall des dänischen Gesandten de Kauffmann. Kauffmann vertrat sein Land in Washington, als Dänemark von den Deutschen besetzt wurde. Er mißachtete alle Weisungen, die ihm seine Regierung, natürlich unter dem Druck der deutschen Besatzung, erteilte. Er blieb in Washington als dänischer Botschafter von eigenen Gnaden und ebnete für die Alliierten den Weg, daß sie sich auf Grönland militärisch festsetzen konnten. Die spätere Entwicklung hat ihm Recht gegeben. Wäre es anders gekommen, würde man ihn verdammen. Auch in diesen Fällen echter Gewissenskonflikte entscheidet letztlich der Erfolg, d. h. der Gang der Geschichte darüber, ob man richtig gehandelt hat. Gottlob gibt es — wie gesagt — diese Grenzfälle nicht oft. Im Normalfall kann und muß der Diplomat seine persönliche Meinung hintanstellen. Dies mag ihm den Ruf der Meinungslosigkeit, des Opportunismus eintragen. Über Leute, die nur Weisungen ausführen, ist man rasch mit einem vorschnellen Urteil bei der Hand. Das muß man hinnehmen. Aber es trägt nicht dazu bei, das Ansehen zu heben. Diejenigen, die aufmucken, sei es aus Rechthaberei oder Eitelkeit, kommen in der Öffentlichkeit besser an; sie haben Schlagzeilen. Im übrigen ist es ja nicht so, daß man, wenn man an Weisungen gebunden ist, dadurch zu einer unpersönlichen Sprechmaschine wird. Auch wenn mir der Wortlaut einer Erklärung vorgeschrieben ist, die man übermitteln soll, so weiß man nicht, welchen Verlauf das Gespräch nehmen wird, dem man entgegengeht. Die Chance, es falsch zu machen, hat man auch in solchen Fällen. Die hat man ja immer.

Ungeachtet allen Glanzes, der mit dem Image des Diplomaten verbunden ist, verlangt dieser Beruf ein gut Maß Bescheidenheit sowie die Fähigkeit und den Willen, sich voll und ganz in den Dienst einer Sache zu stellen. Ein Chruschtschow, der sich den Schuh auszieht und damit in öffentlicher Sitzung auf den Pultdeckel klopft, hätte bestimmt keinen guten Botschafter abgegeben, bei aller Achtung, die ich seiner Person und seinen Fähigkeiten zolle.

Lassen Sie mich zusammenfassen, was ich bisher ausgeführt habe: Die moderne Entwicklung hat die diplomatischen Funktionen gegenüber der früheren Zeit gewiß verändert. Die Diplomatie hat an Glanz, an Spektakulärem, an Zauber eingebüßt. Aber ist das ein Nachteil? War der alte Glanz nicht oft nur ein falscher Glanz? Ich möchte meinen, daß die Diplomatie als Arbeitsinstrument für die Handhabung der

Außenpolitik gegenüber früher an Nüchternheit, an Wirksamkeit gewonnen hat. Ihre politische Bedeutung ist insoweit nicht geringer als früher.

## II

Wenn ich für meinen Vortrag das Thema „Grenzen der Diplomatie“ gewählt habe, so habe ich dabei noch etwas anderes im Auge gehabt als nur diejenigen Veränderungen, die sich aus dem Wandel unserer Umwelt für die Arbeit der Diplomaten ergeben. Unter Diplomatie kann man auch den Inbegriff derjenigen Tätigkeit verstehen, die sich mit den Außenbeziehungen der Staaten befaßt, also die Handhabung der Außenpolitik. In diesem Sinne gehören auch die Staatsmänner und Politiker, die Außenpolitik machen, zu den Diplomaten. Man kann gegen diese Begriffsabgrenzung manches einwenden; aber das wollen wir heute auf sich beruhen lassen. Mir geht es um die Frage, wie sich Diplomatie in diesem weiteren Sinne heute darstellt. Ich glaube, daß es hier einige grundlegende interessante Veränderungen gibt; die möchte ich Ihnen kurz darzulegen versuchen.

Wenn wir von Diplomatie in diesem Sinne sprechen, verbinden wir damit die Vorstellung von höchst individueller Leistung, von einer Leistung, für die es besonderer persönlicher Eignung und Eigenschaften bedarf. Es müssen nicht gerade solche Eigenschaften sein, wie sie den Grafen Schlippenbach auszeichneten, der im Mittelpunkt einer hübschen Anekdote steht, die die gute alte Zeit der Diplomatie kennzeichnet. Dieser Graf wurde im Jahre 1713 dem preußischen König Friedrich Wilhelm I., dem bekannten Soldatenkönig, als Gesandter für den Zarenhof vorgeschlagen. Der König akzeptierte den Vorschlag mit folgendem Randvermerk: „den kann der Zar wohl leiden, und kann er stark saufen und bleibet doch bei Verstand.“ Der Begriff Diplomatie in diesem Sinne weckt Assoziationen mit Könnerschaft, raffinierter Meisterschaft. Man spricht von diplomatischer Kunst. Und eine Epoche unserer Geschichte gilt ja als die große Zeit dieser diplomatischen Kunst. Es ist die Zeit vom Wiener Kongreß bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Damals wurde Diplomatie als Kunst gehandhabt. Man verglich die großen Akteure der politischen Bühne mit den Artisten, die mit vielen Bällen zugleich zu jonglieren verstehen. Von Bismarck sagt man, daß er diese Kunst meisterhaft beherrscht habe. Eine solche Kunst bedurfte allerdings auch einer bestimmten Umwelt, eines besonderen Klimas, um zu gedeihen. Die politische Umwelt dieser Kunst war eine Welt der Bewegung, der Alternativen, eine vielfältige, komplexe und flexible Staatenwelt, aber auch eine Welt der Solidarität. Auf der internationalen Bühne war Leben. Die große Politik wurde von den fünf europäischen Großmächten gemacht, von Rußland, England, Frankreich, Österreich und Preußen, an dessen Stelle dann das Deutsche Reich trat. Es war die Zeit des europäischen Konzerts. Alle diese Staaten repräsentierten an Macht

und Ansehen die Spitzengruppe der Staatenwelt. Sie betrieben globale Politik. Europäische Politik und Weltpolitik waren identisch. Ihr Ziel war die Erhaltung des Gleichgewichts, des status quo, wie man heute sagt, des Friedens. Solche Politik erforderte von den Beteiligten ein gewisses Maß von Konsens, einen Fonds von selbstverständlichen gemeinschaftlichen Grundanschauungen. Man mußte sich als Glied einer Familie fühlen. Das schloß nicht aus, daß man seine eigenen Interessen verfolgte, wie das ja auch unter Brüdern vorkommt. Man mußte bereit sein, auch den anderen leben zu lassen. Die Alternativen, die das politische Leben damals zur Wahl stellte, waren gewiß nicht ohne Risiken; das Risiko gehört nun mal zum Leben dazu. Aber es ging nicht gleich um Kopf und Kragen. Alles in allem hat das europäische Konzert gut funktioniert. Wir wollen seine Leistung allerdings auch nicht über Gebühr glorifizieren. Die Solidarität, die die Staaten verband, war eine Solidarität von Staat zu Staat, von Souverän zu Souverän. Für den Bürger und Untertan war das Leben auch damals gefährlich.

Kann man in bezug auf die Art, wie heute Außenpolitik gemacht wird, von Meisterschaft, von Kunst reden? Ist die Persönlichkeit der Akteure, sind ihre Phantasie, ihr Ideenreichtum besonders am Werke? Man hat in den letzten zwanzig Jahren der westlichen, insbesondere der deutschen Politik immer wieder zum Vorwurf gemacht, sie sei ideenarm, es sei ihr zur Lösung der deutschen Probleme nichts eingefallen. Ist dieser Vorwurf berechtigt? Ich vermag nicht so recht daran zu glauben, daß wir heute so viel dummer sein sollten als die Menschen des 19. Jahrhunderts. Mir will vielmehr scheinen, als habe sich das Klima, in dem jene Kunst der Diplomatie gedeihen konnte, gründlich gewandelt. Wir leben heute in einer anderen Welt. Unsere Staatenwelt wird bestimmt nicht durch das Nebeneinander zahlreicher Großmächte, die sich kunstvoll im Gleichgewicht halten, sondern durch den Antagonismus der zwei Supermächte und ihrer politischen Systeme und durch eine ideologische Konfrontation, der das weltweite Sendungsbewußtsein des Kommunismus das Gepräge gibt. Die weltpolitische Bühne, auf der früher die europäischen Künstler jonglierten, ist der Schauplatz eines Ringkampfes geworden, zu dem zwei Riesen angetreten sind. Man könnte überspitzt sagen: Heute sind es zwei Banditen, die einander belauern, auf ihre Keulen gestützt, während es früher fünf Spitzbuben waren, die miteinander auskommen mußten. Bei den fünf Spitzbuben war noch mehr Raum für Taktieren und Paktieren. Wie grob, eindeutig und simpel ist dagegen die neue Situation.

Der Konflikt, der die heutige Situation der Welt charakterisiert, hat für einen Teil der Staaten, vor allem für Deutschland, eine fast vollständige politische Bewegungslosigkeit und Erstarrung zur Folge gehabt, während er anderen einen politischen Spielraum eröffnet hat, der zu ihrer Bedeutung in gar keinem Verhältnis

steht. Kuba konnte sich vor einigen Jahren in einer Krise, die die Welt den Atem anhalten ließ, eine beispiellose Provokation seines mächtigen Nachbarn USA erlauben und ins östliche Lager überschwenken. Und Albanien gefällt sich seit langer Zeit in einer hartnäckigen Gegnerschaft zur Sowjetunion. Afrikanische Staaten spielen den Osten gegen den Westen aus und umgekehrt. Aber was dem einen recht ist und was man bei ihm hinnimmt, weil es sich eben um Kuba oder Albanien handelt, ist dem anderen keineswegs billig. Die CSSR und Ungarn wurden hart zur Raison zurückgerufen. Auch dort, wo nicht die nackte Gewalt die Satelliten umklammert hält, wie im Osten, wo vielmehr ein echtes, auf freiwilliger Zustimmung gegründetes Bündnis vorhanden ist — wenn auch unter der hegemonialen Führung der Supermacht, wie im Falle der NATO, besteht in Wahrheit keine politische Alternative für die Partner. Können wir uns im Ernst vorstellen, daß ein Staat aus der westlichen Gemeinschaft in den Osten abschwenkt oder die Bündnislosigkeit wählt, mit all den Gefahren, die damit verbunden sind? Gefahren nicht nur für ihn, sondern für Europa und die ganze westliche Welt.

Unser Schicksal ist es, daß wir in dem großen Ost-West-Konflikt mittendrin stehen, ja daß die deutsche Teilung mit der Teilung Europas und mit der Teilung der Welt identisch ist. Die Teilung der Welt hat bei uns in Deutschland begonnen als Folge davon, daß die Koalition der Sieger des Zweiten Weltkrieges nach der Niederringung Hitlers kein gemeinschaftliches Konzept für die Neuordnung des mitteleuropäischen Raumes besaß, in dem durch den deutschen Zusammenbruch ein Machtvakuum entstanden war. Das erlaubte den Sowjets 1945 bis 1948 ihre Expansion in Mitteleuropa bis zur Elbe und führte als Reaktion zur Organisation des westlichen Widerstands mit all den Konsequenzen, die wir heute vor uns sehen: zwei deutsche Staaten, die in ihren jeweiligen politischen Bereichen die zweite stärkste Wirtschaftsmacht und den zuverlässigsten Verbündeten der führenden Supermacht darstellen. Es ist ganz natürlich, daß unter diesen Umständen der große Weltkonflikt auf dem deutschen Schicksal besonders schwer lastet. Solange die Beziehungen zwischen den Supermächten und ihren Blöcken auf kalten Krieg gestellt waren, war deutsche Politik auf den gleichen Ton gestimmt. Und in der Ära des Tauwetters kommt auch uns die Frühlingsluft zugute. Das ist der Grund, warum dem Beobachter die deutsche Politik einfallslos und steril erschien. Einfälle, die den Intentionen der Großen nicht entsprechen, wären unrealistisch gewesen. Diese nüchterne Feststellung gilt sowohl für die Bundesrepublik, die man mit Recht einen wirtschaftlichen Riesen und politischen Zwerg genannt hat und die des Schutzes der atlantischen Gemeinschaft nicht entbehren kann, wie für den zweiten deutschen Staat, die DDR, die mit dem östlichen Block steht und fällt.

### III

Es drängt sich die Frage auf, ob die Verhältnisse, die die gegebene Situation bestimmen, aus ihrer Erstarrung gelöst werden können. Gibt es Anzeichen dafür? Hinweise auf eine kommende Änderung? Eines ist wohl sicher: daß diplomatische Klugheit und Phantasie, individueller Ideenreichtum im Sinne der alten Staatskunst dazu kaum einen wesentlichen Beitrag werden leisten können. Erste Voraussetzung wäre doch wohl eine grundsätzliche Änderung der weltpolitischen Konstellation. Vielleicht wird der Kreis der zwei Supermächte eines Tages gesprengt. Vielleicht weitet er sich zu einem größeren Klub aus. Möglichkeiten für eine solche Entwicklung deuten sich an. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, schickt sich das riesige chinesische Reich an, seinen Platz auf der Bühne der Weltpolitik einzunehmen. Auf weitere Sicht könnte auch die europäische Integration zur Bildung einer neuen politischen Kraft führen, die den mehr als 200 Millionen Menschen dieses Raumes mit ihrer Tradition, Intelligenz und Tüchtigkeit wohl zukommt. All dies liegt im Schoße der Zukunft.

Wir erleben zur Zeit auf der weltpolitischen Bühne eine Entwicklung, die darauf hindeutet, daß die Dinge in Bewegung geraten. Ich erinnere an die sensationelle Nachricht von dem geplanten Besuch des Präsidenten der USA in Peking. Auch die von den vier Botschaftern ausgehandelte Berlinregelung wäre hier zu nennen, insofern als es — trotz aller Unklarheiten und Zweifel — nach der langen Kette ergebnisloser Deutschlandverhandlungen der vier Siegermächte seit 1947 zum ersten Mal gelungen ist, über eine Deutschland betreffende Frage mit dem Osten zu einer Einigung zu gelangen. Bedeutet dies, daß die östliche Agressivität, die die letzten zwanzig Jahre bestimmte — sie galt in erster Linie gerade Berlin und erreichte unter Chruschtschow mit dem Ultimatum vom Jahre 1958 und mit dem Mauerbau im August 1961 ihren Höhepunkt — einer Bereitschaft zur wahren Verständigung Platz greift? Handelt es sich um einen echten Sinneswandel? Ist es nur Taktik? Macht sich vielleicht hier, wie manche meinen, schon der Schatten des chinesischen Riesen bemerkbar? Können wir davon für unsere deutschen Belange eine größere Bewegungsfreiheit erhoffen? Das sind alles Fragen, die man nur stellen kann. Die Antwort darauf müssen wir schuldig bleiben. Niemand ist es verwehrt, daraus für die Zukunft Hoffnung zu schöpfen, allerdings nur Hoffnung. Auch die Skepsis hat ihre guten Gründe.

## WAS DIE FLENSBURGER TAGE NOCH BRACHTEN

### Ein Gespräch dänischer und deutscher Journalisten

*Die Gründung von gemeinsamen Pressediensten und einer Pressekonferenz für alle Zeitungen diesseits und jenseits der deutsch-dänischen Grenze hat Thomas Viktor Adolph, der Leiter des Funkhauses Kiel und Vorsitzende der Deutsch-Dänischen Gesellschaft, gestern abend in Flensburg vorgeschlagen. Adolph gab einen einleitenden Bericht zu einem Gespräch dänischer und deutscher Journalisten über die Frage „Mehr Information von jenseits der Grenze?“. Dieser Meinungsaustausch, der im Ratssaal stattfand und unter der Leitung von Carl Heydenreich, Tondern, und Helmut Sethe, Husum, stand, war als Beitrag zu den „Flensburger Tagen“ gedacht.*

„Flensburger Tageblatt“

THEODOR VIKTOR ADOLPH

## Ist mehr Information von beiden Seiten der Grenze notwendig?

Ich bin gebeten worden, eine Einleitung zu einer Diskussion zu geben, eine Materialsammlung gewissermaßen vor Ihnen auszubreiten, auf Grund deren diese Diskussion stattfinden kann. Das Thema lautet: „Ist mehr Information von beiden Seiten der Grenze notwendig?“ Um diese Frage zu untersuchen, habe ich im Monat August 1971 täglich elf Zeitungen gewissenhaft gelesen und ausgewertet. Es waren deutsche und dänische Blätter, und die Zeitungspakete kamen in mein Haus und füllten den Briefkasten.

Ich las also ab 15. August die dänischen Zeitungen „Jyske Tidende“, „Vestkysten“, „Dannevirke“ und „Sønderjyden“, die deutschen Zeitungen „Flensburger Tageblatt“, „Husumer Nachrichten“, „Schleswig-Holsteinische Landeszeitung“ und „Kieler Nachrichten“. Außerdem die Zeitungen der dänischen und der deutschen Minderheit „Flensborg Avis“ und „Südschleswigsche Heimat-Zeitung“ und den „Nordschleswiger“.

Ich habe diese Zeitungen in zweifacher Hinsicht beobachtet: einmal die deutschen Zeitungen nach dem Anteil an Nachrichten aus Dänemark und die dänischen nach ihrem Anteil der Berichterstattung aus der Bundesrepublik. Dabei wurde besonderer Wert auf die Berichterstattung aus dem jeweiligen Grenzland gelegt. Zum anderen habe ich geprüft, was in den Zeitungen des jeweiligen Nachbarlandes stand, was aber in den Zeitungen selbst nicht vermerkt wurde. Ich habe mir für den ganzen Monat eine Übersicht angelegt, was an den gleichen

Tagen in den einzelnen deutschen und dänischen Zeitungen gestanden hat, und konnte nun Vergleiche anstellen.

Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich die Zeitungen der Minderheit gesondert genannt habe. Ich habe das absichtlich getan, denn ich glaube, daß zwischen den Minderheitenzeitungen und den übrigen Regionalzeitungen ein Unterschied hinsichtlich des Interesses der Leser am Stoff besteht. Die Leser der Minderheitenzeitungen leben zu einem großen Teil in einem Gastland; sie gehören teilweise zu einer anderen Nation, und ihre Neigung, etwas aus dem eigenen Land, also von jenseits der Grenze zu lesen, ist größer als bei dem Normalleser, der diese über die Grenze reichende Bindung nicht hat. Aus diesem Grunde ist bei dem Leser einer Minderheitenzeitung, was den Umfang des berücksichtigten Stoffes aus dem Nachbarland betrifft, das Interesse größer und fast eine Voraussetzung ihrer Existenz.

\*

Der Stoff einer Zeitung, das, was sie ihren Lesern darbietet, ist weitgehend von dem abhängig, was die Nachrichtenagenturen der beiden Länder ihr anbieten. Selbstverständlich leisten die Redaktionen eine beträchtliche Eigenarbeit im regionalen Bereich, aber der Nachrichtenstrom aus der „Deutschen Presse-Agentur“, kurz „dpa“ genannt, und aus „Ritzaus Bureau“ bildet doch das Rückgrat der weltpolitischen Berichterstattung.

Von besonderem Interesse im Bereich dieser Untersuchung aber ist das Material, das die genannten Agenturen aus dem engeren Bereich ihrer Region und ihres jeweiligen Grenzlandes bieten, so daß eine Information über die Grenze möglich wird. Das heißt also, was Ritzaus Bureau aus Sønderjylland berichtet und dpa aus dem Raum nördlich der Elbe, aus Hamburg und Schleswig-Holstein. Diese Untersuchung konnte ich im August nicht anstellen, da mir dazu das Material fehlte. Sie wäre aber zweifelsohne besonders interessant, weil sich ohne ihre Kenntnis die Herkunft der einzelnen Berichte und das Ausmaß der redaktionellen Eigenleistung der Zeitungen nur schwer feststellen läßt.

Wie ist die Situation der Agenturen in dem betroffenen Gebiet, also in der nördlichen Bundesrepublik und im südlichen Dänemark? dpa hat für den Raum nördlich der Elbe eine besondere Ausgabe seines Nachrichtendienstes, den Landesdienst Nord, der über Fernschreiber die Nachrichten aus den Bundesländern Hamburg und Schleswig-Holstein verbreitet und durch einen festen Mitarbeiter in Flensburg und einen in Kopenhagen für die Beschaffung dieser Nachrichten aus dem Grenzland und aus Dänemark sorgt. Ritzaus Bureau kennt in seinem Nachrichtendienst eine regionale Unterteilung nicht, dort gibt es lediglich die Unterteilung in Inlands- und Auslandsnachrichten, nur am Sonntag vermischen sich die Unterscheidungen etwas. Ritzau hat im Landesteil Schleswig einen Korrespondenten in Flensburg und ist sonst in jeder größeren Stadt des

dänischen Grenzlandes vertreten. Auch findet ein Austausch zwischen den Diensten von dpa und Ritzau statt. Aus dieser Information wäre für unser Thema festzuhalten:

Die Häufigkeit der Berichterstattung aus dem Nachbarland kann von der Effektivität der Berichterstattung der Agenturen aus diesen Räumen geprägt werden.

\*

Wie ist es nun um die Aktivität der jeweiligen Redaktionen auf dem Gebiet der Berichterstattung über das andere Land bestellt?

Diese kann aus der laufenden Einzelberichterstattung über die Ereignisse bestehen, wenn dafür die technischen und finanziellen Voraussetzungen gegeben sind, sie kann aber auch gesammelt und zusammengefaßt in regelmäßigen Zeitabständen erfolgen. Ich habe bei der Durchsicht der Zeitungen darüber gestaunt, wie wenig von der zusammenfassenden Berichterstattung Gebrauch gemacht wird. Einige Zeitungen kennen diese Form etwa unter der Überschrift „Blick zum Nachbarn“. In einer großen Grenzzeitung auf deutscher Seite ist allerdings der „Brief aus Hamburg“ häufiger zu finden und auch umfangreicher als der Brief vom „Nachbarn jenseits der Grenze“. Die vielen kleinen, nicht unbedingt von der Aktualität geprägten Ereignisse lassen sich vortrefflich, ebenso wie auch politische Informationen, in solchen Sammelberichten zusammenfassen, und ich glaube, sie werden auch immer das Interesse des Lesers finden. Ein regelmäßiges Erscheinen solcher Berichte könnte nach meiner Ansicht wesentlich dazu beitragen, die Barriere, die die Grenze immer noch in menschlicher Hinsicht darstellt, zu durchbrechen.

\*

Doch ich muß noch eine Vorbemerkung machen, ehe ich zu meiner eigentlichen Untersuchung komme. Sie gilt dem Problem der Zweisprachigkeit unter den Journalisten.

Auch sie ist von größter Bedeutung für die Behandlung des gestellten Themas. Ich habe keine statistischen Angaben darüber, wie viele deutsche Journalisten dänische Sprachkenntnisse besitzen, ich glaube, es sind nicht sehr viele, während ich auch nicht weiß, wie viele dänische Journalisten des Grenzlandes deutsch sprechen, wenngleich ich auch annehme, daß ihre Zahl größer ist. Für den deutschen Raum möchte ich annehmen, daß die dänischen Sprachkenntnisse der deutschen Journalisten ganz schnell abnehmen, je weiter man sich von der Grenze entfernt. In Dänemark sind die Kenntnisse wohl mehr vom Alter des Betreffenden und seiner Schulbildung abhängig. Ich meine aber, daß dieser Zweisprachigkeit auf beiden Seiten der Grenze ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden und daß es die Journalistenausbildung als wichtige Aufgabe ansehen sollte, diese Zweisprachigkeit zu fördern. Das gilt ganz besonders für die



deutsche Seite. Solange es nördlich und südlich der Grenze Journalisten gibt, die nicht in der Lage sind, die Zeitungen des Nachbarlandes zu lesen und auszuwerten oder auch im Nachbarland Gespräche zu führen sowie Material zu sammeln, solange wird auch die Information über die Grenze hinweg nicht ausreichend sein.

\*

Auch muß eine Verbesserung der Kontakte der einzelnen Redaktionen untereinander und über die Grenze hinweg angestrebt werden.

Ich kann für diese Forderung eine konkrete Begründung anführen. Eine dänische Grenzzeitung berichtete am 23. August aus Sonderburg über die Tatsache, daß ein namentlich genannter dänischer Zollbeamter festgestellt hat, daß auf der dänischen Seite der Grenze täglich etwa zwanzig deutsche Automobile wegen schadhafter Beschaffenheit zurückgewiesen wurden. Diese Tatsache aber kommt den deutschen Polizeibehörden nicht zur Kenntnis, weil einmal die dänischen Beamten keine Zeit zur Benachrichtigung ihrer deutschen Kollegen haben, weil zweitens die deutschen Paßbeamten keine polizeiliche Befugnis haben und drittens die Betroffenen natürlich nichts über die dänische Beanstandung und ihre Zurückweisung auf deutscher Seite sagen. Da fahren diese Wagen also unbeanstandet über die Grenze zurück in die Bundesrepublik und verursachen hier möglicherweise die Verkehrsunfälle. Wenn dieser Bericht zutrifft, und ich habe keinen Zweifel daran, da der Zollbeamte ja namentlich genannt ist, hätte ich eigentlich erwartet, daß eine deutsche Zeitung oder mehrere diesen Ball, der ihnen da zugespielt wird, aufgreifen und durch eigene Recherchen dem in diesem Artikel enthaltenen Sachverhalt nachgehen würden. Ich habe aber nichts über diesen Artikel wiedergefunden. Im ganzen Monat August jedenfalls ist keine der deutschen Zeitungen dieser Frage nachgegangen. Und ich meine, daß gerade dieses Beispiel typisch für eine mangelnde Zusammenarbeit über die Grenze hinweg ist.

\*

Doch lassen Sie uns nun zu den Ergebnissen meiner Untersuchung kommen, um mehr grundsätzliche Erkenntnisse zu gewinnen. Ich nehme deshalb zunächst zwei Gruppen aus den Zeitungen, die ich gelesen habe, heraus: die deutschen und die dänischen. Die drei Minderheitenzeitungen schließe ich zunächst aus, sie bilden eine besondere Gruppe mit einer veränderten Interessenlage.

Die deutsche Gruppe der gelesenen Blätter besteht aus den Zeitungen „Flensburger Tageblatt“, „Husumer Nachrichten“, „Schleswig-Holsteinische Landeszeitung“ und „Kieler Nachrichten“. Ich greife einen Tag heraus, der besonders angefüllt ist mit Themen dänischen Ursprungs — es gibt auch Tage, an denen es mit dänischen Nachrichten sehr schwach bestellt ist oder an denen gar keine erscheinen. Es ist der 5. August, ein Donnerstag.

Das „Flensburger Tageblatt“ berichtet: Dänemark will auch zukünftig seine Zustimmung zur Errichtung ausländischer militärischer Stützpunkte verweigern. Weniger Reisende in der bisherigen Reisesaison aus Skandinavien. Berichtet wird weiter von der Auffindung eines Türkenkinds auf der Flensburger Umgehungsstraße, das am Vortage aus einem Säuglingsheim in Dänemark entführt wurde. Zwei Bilder berichten von der Segelschiffsreise eines kleinen Dänen mit schwedischen Eltern. Schließlich findet sich der Artikel eines Kieler Journalisten über Ölschiefervorkommen auf Grönland, die schon den Wikingern bekannt sein sollten.

Die „Husumer Nachrichten“ bringen den Türkenkindartikel und die Bilder mit dem Dänenjungen auf dem alten Segelschiff. Die Meldung über die dänische Weigerung, NATO-Stützpunkte zu errichten, und der Artikel über das Grönlandöl fehlen.

Die „Kieler Nachrichten“ schließlich berichten von der Verschmutzung der Ostsee. Im Sportteil ist ein großer Artikel über die Travemünder Woche, wo die dänischen Gebrüder Hjorth den Goldcup für Folkeboote errungen haben.

Die „Schleswig-Holsteinische Landeszeitung“ schließlich berichtet an diesem Tage über den zunehmenden Ausflugsverkehr von Eckernförde nach dänischen Häfen und von dem Unbehagen in Dänemark über die dortige Arbeitsmarktlage.

Das ist an diesem Tage alles, was aus Dänemark in den vier genannten Zeitungen steht. Um jedes Mißverständnis von vornherein auszuschalten: Ich möchte mit diesem Vergleich, den ich anstelle, keineswegs für eine Uniformität des Zeitungsinhalts plädieren. Ich versuche nur, einer gewissen Systematik nachzuspüren, die das Tagesgeschehen zwingend einer Berichterstattung auferlegen mußte, wenn sie vollkommen sein soll.

Am gleichen Tage, also am 5. August, beschäftigten sich die dänischen Zeitungen mit folgenden Themen, die ich in den gelesenen deutschen Zeitungen nicht wiederfind und auch am nächsten Tage nicht entdecken konnte.

„Vestkysten“, Erscheinungsort Esbjerg, berichtete z. B. über die milden Urteile, mit denen ausländische Fischer belegt werden, deren Fahrzeuge in dänischen Hoheitsgewässern aufgebracht werden. An diesem Tage von einem konkreten Fall, und zwar, daß ein holländischer Fischer mit einer Geldbuße von 5000 Kronen belegt und zur Einziehung seines Fanggeschirrs verurteilt wurde. Für Husumer Fischer sicher eine interessante Nachricht. Am selben Tage war die königlich dänische Familie mit deutschen Gästen, wie auf einem Bild zu sehen, in Mögeltøndern und besichtigte eine Klöppelei. Dann berichtet „Vestkysten“, daß eine Ausbildung von Umweltschutzingenieuren für die Industrie von dem technologischen Institut der jütischen Universität durchgeführt wird. Schließlich bringt die Zeitung eine erste Meldung über die dänische Fremdenverkehrsstatistik, und zwar über den Grenzverkehr im Juli, in dem die deutschen Einreisenden an erster Stelle stehen und deren Höhe alle bisherigen Rekorde schlägt.

„Jydske Tidende“ berichtet in einem längeren Artikel von fünfhundert dänischen Frauen, die sich zum Dienst in der dänischen Armee gemeldet haben. Außerdem hat die Zeitung einen Bericht über neuartige Vergiftungserscheinungen in Laderäumen von Fischkuttern und Dampfern und einen Vorschlag zur Sicherung der dort tätigen Arbeiter. Außerdem berichtet die Zeitung von der großen Gefahr, die ein medizinisches Werk und seine Abwässer darstellen, die von Grindsted aus in die westliche Nordsee fließen. Und zwar nach Angaben

der Zeitung ungeklärt.

„Sønderjyden“ hat ebenfalls den Bericht von dem 5000-Kronen-Urteil für den holländischen Fischer, hat eine Nachricht über die Unterbindung eines Schmuckhandels deutscher Jugendlicher auf der Fußgängerstraße in Apenrade durch die dänische Polizei und enthält einen interessanten Artikel über die bevorstehenden Preiserhöhungen bei der dänischen Staatsbahn.

Dies alles sind zwar keine weltbewegenden Themen, aber ich könnte mir doch in mehreren Fällen vorstellen, daß die eine oder die andere Zeitung dieses oder jenes Thema aufgreift, weil die Aufnahmebereitschaft dafür bei den Lesern vorausgesetzt werden kann. Aber diese Berichte tauchten in den deutschen Zeitungen dieser Tage nicht auf.

Doch lassen Sie uns nun die andere Seite betrachten. Was berichten dänische Zeitungen des Grenzlandes über das Nachbarland Schleswig-Holstein und die Bundesrepublik im allgemeinen. Ich greife wieder einen beliebigen Tag heraus und berichte über den Inhalt der Zeitungen „Vestkysten“, „Jydske Tidende“, „Dannevirke“ und „Sønderjyden“. Als Stichtag wähle ich den 18. August: einen Mittwoch.

Die Zeitung „Sønderjyden“ hat an diesem Tage einen Leitartikel über das Berlin-Problem, einen Bericht über einen rollenden Verkehrserziehungsbus in Westberlin und eine Vorschau auf das Fußballamateurländerspiel zwischen Dänemark und der Bundesrepublik in Flensburg.

Die Esbjergener Zeitung „Vestkysten“ hat ebenfalls eine Vorschau über den Fußballkampf, dann eine AP-Meldung aus Bochum, daß die Bundeswehr begonnen hat, den Müllplatz mit dem Zyankali zu räumen. Dann hat die Zeitung einen Bericht über die Existenz von Seeadlern an der schleswig-holsteinischen Küste.

Die Zeitung „Jydske Tidende“ hat einen aus der eigenen Redaktion stammenden Artikel: Ist Berlin eine Reise wert? Dann eine Reportage über den Flensburger Erich A. Toffer und seine Unternehmen an der Grenze und eine Vorschau auf den Fußball-Länderkampf. Die Zeitung „Dannevirke“ hat schließlich einen Artikel, in dem sich das Deutschlandproblem spiegelt. Der Artikel behandelt die Eröffnung der Europameisterschaften im Rudern in Kopenhagen und die Tatsache, daß dort keine Nationalhymnen mit Rücksicht auf die zwei Deutschland gespielt wurden und begrüßt diese Entnationalisierung der Eröffnungszeremonie.

Doch nun wieder der Vergleich zu dem Inhalt der deutschen Zeitungen. An diesem 18. August berichten die deutschen Zeitungen im Grenzland unter anderem über folgende Themen, die ich in den dänischen Zeitungen nicht fand, die aber sicher von Interesse für die dänischen Leser gewesen wären:

Die „Kieler Nachrichten“ haben einen Artikel über den Fall im Eppendorfer Krankenhaus in Hamburg, wo wahrscheinlich Bakterien durch die Klimaanlage in den Operationssaal eingeblasen wurden und Todesfälle vorkamen. Ich habe, glaube ich, im ganzen Monat über diesen Fall nichts in den vier dänischen Zeitungen gelesen. Es wird weiter berichtet über den Einsatz großer Bäderschiffe (Gorch Fock und Ørestad, zusammen über 1300 Sitzplätze) von Eckernförde aus nach dänischen Häfen, Fahrten, die auch im Winter durchgeführt werden sollen. Eine kleine Meldung berichtet von 12 000 Besuchern in der Schifffahrtsausstellung im

Flensburger Museum. Als Kuriosum: Ein Gerichtsurteil aus Schleswig, demzufolge auch Männer Anspruch auf Erstattung der Kosten für die Anschaffung einer Perücke haben, wenn Krankheit den Haarausfall bedingt. Diese Themen waren in dem Zeitraum um den 18. August in keiner der dänischen Zeitungen zu finden.

Die „Schleswig-Holsteinische Landeszeitung“ hatte an diesem Tage einen Artikel über den Auftakt zur 350-Jahr-Feier der Stadt Friedrichstadt an der Eider. Bei der engen Bindung dieser Stadt an die Geschichte der Herzogtümer und der Beteiligung der dänischen Minderheit an dieser Festwoche sowie des Gastspiels der Königlichen Oper aus Kopenhagen wäre es sicher wert gewesen, den Jubiläumsbeginn auch in den dänischen Zeitungen zu spiegeln.

Die „Husumer Nachrichten“ bringen an diesem Tag ein großes Bild von Bundeskanzler Brandt inmitten seiner Parteifreunde auf der Insel Sylt. Außerdem bringt die Zeitung an diesem Tage eine Rezension des Gastspiels der Kopenhagener Oper in Friedrichstadt. Ferner bringt die Zeitung die menschlich rührende Geschichte einer 28jährigen Kielerin, die in einer Krankenkasse erfährt, daß sie durch das Versehen einer Klinik als verstorben geführt wird und deren Mann während ihrer Abwesenheit Kondolenzbesuche erhält. Ein Bild des Druckdocks der Bundesmarine in Kiel zur Prüfung der NATO-U-Boote würde sicher ebenso zu dem auch in Dänemark interessierenden Stoff gehören, wie der Bericht über den Besuch des sowjetrussischen Sportministers beim Bundeskanzler auf Sylt und die sich aus diesem Besuch möglicherweise ergebenden Folgen für den internationalen Sportverkehr.

Im „Flensburger Tageblatt“ dieses Tages fand ich einen Bericht über die 170-Jahr-Feier der Glücksburger Friedrichsgarde. Gerade dieser Bericht und dieser Anlaß hätte die geschichtsinteressierten Leser der dänischen Zeitungen sicher berührt. Zuletzt sei schließlich noch eine Ausstellung im Husumer Nissenhaus erwähnt, die unter dem Leitthema „Kosmos Wattenmeer“ steht. Da auch Dänemark Probleme an der Westküste mit dem Wattenmeer hat, wäre sicher zumindest in diesem Bereich Aufmerksamkeit für einen Hinweis oder eine Besprechung dieser Ausstellung vorhanden gewesen.

Nach meiner Meinung, hat diese Informationslücke nur den Mangel an Kontakt über die Grenze hinweg zur Ursache.

Erfüllen nun die Minderheitenzeitungen die Anforderungen an Information über die Grenze hinweg?

Ich sagte schon vorhin, daß ihre Interessenlage bei der Berichterstattung meiner Meinung nach etwas anders ist als die der übrigen Zeitungen. Trotzdem muß aber auch hier die Frage lauten: Was berichten „Flensborg Avis“ und „Südschleswigsche Heimat-Zeitung“ aus Dänemark und was berichtet der „Nordschleswiger“ aus der Bundesrepublik? — Ich wähle wieder den 5. August als Stichtag aus.

Zunächst die Zeitung „Der Nordschleswiger“. Ihre Themen sind: Der Bankraub in München; Das Türkenkind aus Kopenhagen ist in einem Flensburger Krankenhaus; Totale Nachrichtensperre über die Berlin-Verhandlungen; Ärztestreik abgewendet; Einbrecherjagd in Neumünster; Seemine auf Weide an der Westküste; Geflüchteter DDR-Arzt erhält Stellung; Weserrenaissance wird farbig; K. F. Gotsch-Ausstellung in Berlin; CDU steht nicht hinter den Indiskretionen über die Berlin-Verhandlungen; Neue Dornier-Waffenentwicklung. Außerdem hat „Der Nordschleswiger“ die Rückseite mit Weltnachrichten gemeinsam mit

dem „Flensburger Tageblatt“.

Wenn ich diese Themen der Minderheitenzeitung nun mit dem Stoff vergleiche, den die dänischen Grenzzeitungen an diesem Tage aus der Bundesrepublik haben, dann beziehe ich des unterschiedlichen Erscheinungszeitpunktes der Zeitungen wegen auch den vorhergehenden und den folgenden Tag mit ein.

Die Zeitung „Sønderjyden“ berichtet in einem „dad“ gezeichneten Artikel, daß die Zeitungen in der Bundesrepublik immer noch die beliebtesten Informationsquellen sind, und weiter über eine Generalprobe des deutschen Rundfunks für die Olympiade in München, über das in Flensburg gefundene Türkenkind, das Nacktbaden auf Sylt sowie im Sportteil über den Sieg der Gebrüder Hjorth aus Dänemark vor Travemünde.

Die Zeitung „Vestkysten“ hat über den Münchner Bankraub berichtet, von der Beantragung der Todesstrafe für den deutschen Söldnerführer Steiner und über ein neues System der Bewachung der deutsch-dänischen Grenze.

„lydske Tidende“ berichtet neben dem Bankraub in München über das wiedergefundene Türkenkind.

„Dannevirke“ bringt schließlich den Bankraub und eine Vorschau auf die deutschdänischen Manöver im September in Schleswig-Holstein. Das ist alles.

Von den beiden Minderheitenzeitungen im Bereich der Bundesrepublik erscheint die eine morgens, die andere abends, es sind Vergleiche also auch nur zulässig, wenn man dies berücksichtigt.

„Flensborg Avis“ berichtet über die Abbestellung der SAS-Maschine, die amerikanische Kriegsgefangene aus Vietnam heimholen sollte, über Sorgen im dänischen Pressewesen, über das Leibgarde-Musikkorps in Gravenstein und über die Gartenausstellung in Apenrade Anfang September.

Die „Heimatzeitung“ berichtet in einem Leitartikel über Sorgen auf dem dänischen Arbeitsmarkt, die Verschärfung der Grenzkontrollen, über die Weigerung des Landes, militärische Stützpunkte auf seinem Territorium zu dulden und über den zunehmenden Zigarettenschmuggel nach Dänemark.

An diesem Tage aber berichten die dänischen Zeitungen im Grenzland über den Besuch der Königsfamilie in Mögeltøndern und das Fischereieurteil.

Sie werden aus den Beispielen und den Gegenüberstellungen den Eindruck gewonnen haben, daß mehr Kontakte über die Grenze hinweg auch eine breitere Unterrichtung der beiden Lesergruppen über ihr jeweiliges Nachbarland bewirken würden. Auch wenn ich in meinem Vergleichsversuch dies nur oberflächlich andeuten konnte, so läßt doch das von mir in diesem Monat bearbeitete Material einen derartigen Vergleich für jeden Tag des Monats zu. Die Themen, die sich für die Zeitungen als Stoff anbieten, sind zahlreich, und wenn es nur um das gegenseitige Zitat geht — die Stimme des Nachbarn unmittelbar jenseits der Grenze ist interessant — man müßte sich mehr miteinander beschäftigen.

Ich glaube, daß dieses Nebeneinander nicht nur typisch für die Zeitung ist, sondern auch für die Gesellschaft und leider immer noch für die menschlichen Kontakte. Die zunehmende Harmonisierung an der Grenze muß sich jetzt auch auf den menschlichen Bereich auswirken.

Ich möchte am Schluß zwei Gedanken zur Diskussion anhängen:

*Erstens: Vielleicht kann man von den Mitteln, die aus Bonn und Kopenhagen in das jeweilige Grenzland fließen und die bisher für die Auseinandersetzung gebraucht wurden, einige Mittel frei machen, um durch Pressedienste die gegenseitige Information zu verbessern. Träger dieser Pressedienste könnten die bestehenden Zeitungsverlage sein oder die Nachrichtenagenturen.*

*Zweitens: Die deutschen und dänischen Journalisten des Grenzlandes sollten eine gemeinsame Pressekonferenz bilden, die nach dem Muster der Landespressekonferenz organisiert ist und sich ein- oder zweimal wöchentlich mit Themen beschäftigt, die von gemeinsamem Interesse sind. Zu jedem der Themen müßte der deutsche und der dänische Standpunkt genannt und von einem Angehörigen des Landes vertreten werden. Die Pressekonferenz müßte abwechselnd in einer deutschen oder in einer dänischen Stadt stattfinden.*

Als Themen bieten sich unendlich viele Sachbereiche an, von der Eindeichung an der Westküste über den Stromverbund der Elektrizitätswerke bis zu den Fischdiebstählen in der Flensburger Förde, zu Fragen des Autobahnanschlusses, des Haschschuggels, der Spritdampfer und der Zollbestimmungen. Ich glaube, daß eine solche Pressekonferenz dabei mithelfen kann, die geistige Grenze zu überwinden und mehr Information zu beiden Seiten der Grenze zu verbreiten.

\*

Die Journalisten mögen die Kritik an ihrer Arbeit, die in meinen Ausführungen enthalten war, nicht als Besserwisserei auffassen, sondern nur als die Frucht einer fast 25jährigen beruflichen Erfahrung auf diesem Gebiet, die alle Stationen der Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Dänen bis hin zur Harmonisierung aktiv miterlebt hat. Es ist nicht der Besserwisser, der aus diesen Ausführungen spricht, sondern der engagierte Freund der Verständigung zwischen der Bundesrepublik und Dänemark.

\*

*Die anschließende Diskussion brachte kaum abweichende Standpunkte zutage. Allgemein wurde der Bedarf an größerem Nachrichten-Grenzverkehr befürwortet. Ein teilnehmender Nichtjournalist bemängelte, daß die Presse keine Möglichkeit biete, die geistige Haltung des Nachbarn kennenzulernen. Mit systemlosen Meldungen sei nichts getan. Ein wenig im Widerspruch zum guten Boden, auf die Adolphs Forderung nach Zweisprachigkeit fiel, stand die von einem dänischen Teilnehmer kritisierte Tatsache, daß trotz einer dänischen Mehrheit unter den Teilnehmern fast ausschließlich deutsch gesprochen wurde. Die Gesprächsleitung (Carl Heydenreich und Helmut Sethe) hatte darum gebeten. Sethe: „Ich gebe Ihnen recht, das war eine Kapitulation.“*

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“, 23. September 1971

### *Podiumsgespräch: „Wo drückt noch der Schuh?“*

Wo drückt die nationalen Minderheiten diesseits und jenseits der Grenze heute noch der Schuh? Welche Sorgen haben sie, und welche Ziele verfolgen sie? Diese Fragen waren den vier Teilnehmern einer Podiumsdiskussion unter Leitung des Stadtpräsidenten Artur Thomsen gestellt, die im Rahmen der „Flensburger Tage 1971“ in der Bürgerhalle des Rathauses stattfand. Sachlich, aber engagiert diskutierten auf dem Podium Hardy Knudsen, Hauptvorstandsmitglied von „Dansk Grænseforening“, Harro Marquardsen, Vorsitzender des Bundes deutscher Nordschleswiger, K. O. Meyer, Vorsitzender des Südschleswigschen Wählervereins, und Dr. H. Onnasch, Grenzlandreferent in der Kieler Staatskanzlei, untereinander und mit Minderheitenvertretern aus dem Publikum. Aus Zeitmangel konnte nur eins von drei vorgesehenen Themengebieten eingehend diskutiert werden, nämlich die besondere Beziehung der Minderheiten zu ihren Herbergländern. Das Verhältnis einer Minderheit zum Mutterland einerseits und Probleme innerhalb einer Minderheit kamen nur andeutungsweise zur Sprache. Die eineinhalbstündige Veranstaltung bot, wie es Diskussionsleiter Stadtpräsident Artur Thomsen abschließend formulierte, ein gutes Beispiel für eine offenherzige und unverblümete Diskussion über Minderheiten-Probleme, die es immer noch gibt. Daß sich die Situation der Minderheiten in den vergangenen 25 Jahren entschieden gebessert habe, insbesondere seit Inkrafttreten der Erklärungen von Bonn und Kopenhagen im Jahre 1955, wurde auf beiden Seiten betont. Dennoch gibt es auf beiden Seiten noch unerfüllte Forderungen, wie beispielsweise nach Wegfall der Sperrklausel im dänischen Wahlrecht (Harro Marquardsen: Sie muß verschwinden) und nach Gleichberechtigung der Kulturen (K. O. Meyer: Noch lange nicht erreicht).

„Flensburger Tageblatt“, 24. September 1971

### *Juristen aus Nord- und Südschleswig sprachen über die rechtlichen Folgen von Verkehrsunfällen beiderseits der Grenze*

Dänische und deutsche Juristen diskutierten unter der Leitung von Retsassessor Ditlev Nielsen, Haderslev, und Amtsgerichtsrat Alexander Rüdiger, Flensburg, über die straf- und zivilrechtliche Behandlung von Verkehrsunfällen nördlich und südlich der Grenze.

Juristen sind anscheinend bessere Grenzlandbewohner, denn es gab unter ihnen keine Sprachbarrieren, wie sie sonst für alle bisherigen Veranstaltungen der Flensburger Tage bezeichnend waren. Es wurde deutsch und dänisch durcheinander ge-sprochen, fließend und gebrochen. Deutsche sprachen dänisch,

Dänen deutsch. Zwei einleitende Berichte gingen der Diskussion voran. Über die Verhältnisse in ihren Ländern berichteten Retsassessor R. Lind, Sønderborg, und Dr. jur. Ove Vaagt, Flensburg.

In Verkehrssachen reicht Justitias Arm zur Zeit noch kaum über die Grenzbarriere. Während in Dänemark grundsätzlich der Führerschein entzogen wird, wenn ein im Ausland geschehener Vorfall entsprechende Maßnahmen nach dänischem Recht fordert, wird umgekehrt von solcher Möglichkeit kaum Gebrauch gemacht. Die Vertreter der Stadtverwaltung zeigten sich im Gespräch sehr an einem engeren Kontakt zu dänischen Justizbehörden interessiert. Rechtlich gibt es auch hier Möglichkeiten ZU ähnlichen Maßnahmen.

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“, 25. September 1971

### *Der Empfang der Stadt Flensburg in der Bürgerhalle des Rathauses*

„Sie finden hier Konsuln und Präsidenten, Bürgermeister und Ratsherren, Offiziere und Pfarrer, Juristen und Ärzte, Journalisten und Beamte, Damen und Herren, Deutsche und Dänen und alles, was es noch gibt in unserem Grenzland, dessen Bewohner in diesen Tagen Flensburg besuchen. Ich begrüße Sie alle sehr herzlich; Sie sind uns sehr willkommene und liebenswürdige Gäste.“ Mit diesen Worten begrüßte Stadtpräsident Artur Thomsen in der Bürgerhalle des Rathauses die etwa 250 bis 300 Gäste, die sich zu einem Empfang der Stadt aus Anlaß der „Flensburger Tage 1971“ versammelt hatten. „Der einzige Zweck dieses Empfanges ist es“, so fuhr der Stadtpräsident fort, „Gelegenheit für Gespräche mit möglichst vielen verschiedenen Leuten zu geben. Nur selten erfüllt diese Bürgerhalle so vollkommen ihre Aufgabe: als ein Raum, in dem Bürger sich treffen und miteinander reden.“

„Flensburger Tageblatt“, 25. September 1971

### *Der Konzertabend mit Sønderjyllands Symfoniorkester und dem Nordmark-Sinfonie-Orchester*

Zu den „Deutsch-Dänischen Tagen“ gibt es jedesmal ein festliches Großkonzert, zu dem sich die beiden Grenzlandorchester, das Nordmark-Sinfonie-Orchester und Sønderjyllands Symfoniorkester, im Stabwechsel ihrer Chefdirigenten Heinrich Steiner und Carl von Garagüly, zusammentun. Das bietet dann jedesmal einem der beiden Herren die Chance, mit einem riesigen Klangkörper eine besondere künstlerische Großtat zu vollziehen, optisch wie akustisch eindrucksvoll.



Aber auch von der Partitur her erwartet man Entsprechendes. Es muß ein Werk sein, das nur durch ein derart überstark besetztes Orchester seine idealste Interpretation findet. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Beethovens Schlachtsinfonie „Wellingtons Sieg“ verlangt einen Klangapparat, wie er hier verfügbar ist; bei der Wiener Uraufführung 1815 standen sich zwei Dirigenten mit ihren musizierenden „Kompanien“ gegenüber, doch seine in ihrem Wert noch ungleich schwächeren „Zwölf Kontratänze“ einem Mammutorchester zu überweisen, ist schlechthin unsinnig.

Das Programm für das im Deutschen Haus in Flensburg durchgeführte Festkonzert der „Flensburger Tage 1971“ wirkte derart unzulänglich bedacht, daß Carl von Garaguly, der Dirigent des Abends, wohl von niemand, der seinen musikästhetischen Sinn kennt, auch nur für einen Augenblick dafür verdächtigt wurde. Wer immer die Stücke ausgewählt hat, und zwar deutlich zugunsten einer (letztlich unmöglichen) Parität dänischer und deutscher Komponisten, verpatzte die Gelegenheit, ein wirklich hochwertiges Konzert anzubieten, wie es von der Sache wie dem künstlerischen Format der beiden Orchester zu erwarten war. So bleibt das traurige Fazit eines „Bunten Abends“, bei dem die schwächste Orchesterkomposition von Johannes Brahms noch das Beste war.

„Flensburger Tageblatt“, 25. September 1971

Ein Blick in das Programmkonzept vor einiger Zeit enttäuschte ein wenig — zu Unrecht, wie sich erfreulicherweise nach dem Konzertabend feststellen läßt. Denn: Garaguly geht mit seinem Programm — ohne hochgestochene Ansprüche oder intellektuelle Problematik — ganz schlicht auf die Absichten der „Flensburger Tage“ ein, auf dem musikalischen Sektor zu zeigen, was das Volk nördlich und südlich der Grenze liebt und immer wieder gern hört. Daß es bei aller Volkstümlichkeit der Autoren oder ihrer Werke an die Wiedergabe ihrer Werke hohe künstlerische Ansprüche stellt, versteht sich bei Garaguly von selbst. Auch das, was man zu gehobener Unterhaltungsmusik rechnen kann, bereitet rechte Freude, die sich in herzlichem Beifall der (leider immer noch nicht zahlreichen) Zuhörer zeigt.

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“, 25. September 1971

### *Internationales Tanzturnier*

Wenn das Dreifache nach alter Überlieferung als Wertsiegel des Guten gilt, dann steht in logischer Konsequenz die Sechs für Doppelgutes. Damit wäre eigentlich über das sechste Internationale Tanzturnier, das der Flensburger Tanzclub am Sonnabend veranstaltete, alles gesagt.

Schöne Worte aber lassen gewöhnlich die Worte übersprudeln, und so gesehen,

bietet dieses Turnier eine unerschöpfliche Quelle. In das Programm der „Flensburger Tage 1971“ eingeplant und als ihr Ausklang gedacht, wurde das Fest zu einem Ball der Superlative. Noch nie war das Interesse so groß. Zwischen neunhundert und tausend Menschen drängten sich im Saal und auf dem Rang um das Parkett... Noch nie war die Ausscheidung sportlich so interessant...

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“, 25. September 1971

### *Quizabend NDR und RIAS — „Spaß muß sein“*

Wo war am Freitagabend im Deutschen Haus der sprichwörtlich „sture Flensburger“ geblieben? Publikum und Mitspieler in der Veranstaltung des NDR und RIAS Berlin „Spaß muß sein“ strotzten vor Temperament und mitreißender Spielfreude. Spielmeister Hans Rosenthal versicherte den Flensburgern mit Überzeugungskraft am Schluß der Veranstaltung auf gut berlinerisch: „Ob wir eingeladen werden oder nicht eingeladen werden, wir kommen wieder. Denn Sie sind duft!“ Die Sympathie war durchaus gegenseitig. Der wendige, blitzgescheite, einfallsreiche Hans Rosenthal mit seinem trockenen Berliner Humor liegt den Flensburgern offenbar, und der Beifall, an dem nicht gespart wurde an diesem Abend, fiel immer sehr herzlich aus.

### *Tanzabend ohne Tanz*

Welche Art von Veranstaltung junge Leute für sich während der „Flensburger Tage“ wünschten, wollte der Kreisjugendring mit einem Tanzabend unter dem Motto „Musik und Tanz für junge Leute“ testen. Der Besucherandrang bewies: zwei gute Beatbands befriedigen die Wünsche vieler Jugendlicher. Etwa 300 junge Leute, im Durchschnitt siebzehn Jahre alt, saßen ungezwungen um die Tische im Großen Saal des Deutschen Hauses und hörten den beiden phonstarken Kapellen zu ... Die deutsch-dänische Verständigung wurde nur durch die Nationalität der beiden Bands dokumentiert, denn dänische Jugendliche waren zum Bedauern des Kreisjugendringes kaum erschienen. Verständigung durch Worte wäre auch nicht möglich gewesen wegen der Lautstärke der Bands. Aber die Sprache des Beats verstehen die Jugendlichen aus aller Welt über alle Grenzen hinweg.

„Flensburger Tageblatt“, 24. September 1971

---

*Seit Gründung der „Flensburger Tage“ vor siebzehn Jahren hat eine überwältigende Entwicklung stattgefunden, in deren Verlauf die Völker Europas einander ständig nähergekommen sind mit dem Ziel eines vereinten Europas, und wenn wir die nächste „Familienfeier“, „Dansk-Tyske Dage“, in Sønderborg veranstalten, hoffe ich, daß Dänemark gemeinsam mit vielen anderen Ländern der Europäischen Gemeinschaft angehören wird. Im Namen der vier dänischen Städte Aabenraa, Haderslev, Sønderborg und Tønder möchte ich der Stadt Flensburg sehr herzlich für die hervorragende Art danken, in welcher die „Flensburger Tage“ durchgeführt wurden. Ganz persönlich bin ich dankbar dafür, daß diesmal ein Programm geschaffen wurde, dessen Inhalt in weit größerem Maße als je zuvor eine Teilnahme der Jugend mit Leib und Seele ermöglicht hat.*

Aus der Ansprache von Bürgermeister Svend Kirchheiner, Tøndern,  
auf der Schlußveranstaltung der Flensburger Tage am 25. September  
im Flensburger Stadttheater

## *Die Hallensportschau*

Vor rund 150 Zuschauern „rollte“ die Flensburger Hallensportschau anlässlich der Flensburger Tage ab. Es gab zwar keine überragenden Leistungen, aber der gute Wille der Aktiven, für ihren Sport zu werben, hätte sicher etwas mehr Resonanz verdient. Trotz teilweise guter Leistungen konnten weder die Judokas noch die Badminton- und Tischtennispieler für Stimmung auf den Rängen sorgen. Erst beim abschließenden Handballspiel gingen die Zuschauer etwas mehr mit. Vielleicht hätte man zu dieser Veranstaltung ein etwas publikumswirksames Programm auswählen sollen. So fand die mit viel Aufwand und Unkosten aufgezogene Hallensportschau nicht den erwarteten Anklang.

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“, 25. September 1971

## *Sport im Stadion*

Zum sportlichen Ausklang der Flensburger Tage trafen sich dänische und deutsche Sportler im Stadion. Im Mittelpunkt stand das Fußballspiel zwischen einer Mannschaft aus Aarhus und einer Auswahl elf aus Schleswig-Holstein. Leichtathletikkämpfe bildeten den Rahmen; ein Schulorchester aus Apenrade spielte.

## *Buchausstellung „Land und Landschaft beiderseits der Grenze“*

Die Stadtbücherei und die Dansk Centralbibliothek leisteten mit der Buchausstellung „Land und Landschaft beiderseits der Grenze“ einen interessanten Beitrag zu den „Flensburger Tagen“. Bei der nur mäßig besuchten Eröffnungsfeier, zu der auch Stadtpräsident Thomsen, Oberbürgermeister Adler und Generalkonsul Troels Fink gekommen waren, bezogen die Leiter der beiden Bibliotheken, Dr. Hans Peter Johannsen und Jørgen Hamre, kritisch Stellung zum Informationswert von Bildbänden. (Siehe Neue Schleswigsche Literaturbriefe, Grenzfriedensheft 3/1971.)

## *Ausstellung moderner Architektur*

Sydslesvigs Dansk Kunstforening veranstaltete während der Flensburger Tage in den Räumen der Dansk Centralbibliothek eine Ausstellung „Junge dänische Architekten“. Sie bot die Möglichkeit, moderne dänische Baugestaltung

kennenzulernen.

### *Ausstellung moderner dänischer Skulpturen*

Insgesamt fünfzig von etwa zweihundert Werken dänischer Bildhauer aus der großen Kunstaussstellung im „Eventyrgarden“ in Odense wurden anlässlich der Flensburger Tage in der Durchgangshalle und in den Anlagen beim Rathaus gezeigt. Träger der Ausstellung war Sydslesvigs Dansk Kunstforening. „In und beim Rathaus ist für etliche Tage ein Märchengarten der Kunst entstanden. Man verläßt ihn wieder in der Erkenntnis, daß es ein Gemeinsames in der dänischen Bildhauerkunst gibt. Aber es zeigen sich trotz der in der Ausstellung hervortretenden Gemeinsamkeit doch deutliche Unterschiede unter den in der Ausstellung vertretenen insgesamt elf dänischen Künstlern.“

„Flensborg Avis“

### *Eisenbahnerkonzert am Froschbrunnen*

Etwa zweihundert Menschen lauschten den schmissigen Klängen des Padborg Jernbaneankesters vor dem Froschbrunnen in den Bahnhofsanlagen. Dirigent Carl Bruhn zeigte mit seinen Musikanten, daß das Repertoire der Kapelle vom traditionellen Marsch bis zu flotten lateinamerikanischen Tänzen reicht. Bürgermeister Helmut Christensen begrüßte die Gäste aus Padborg, die auf Privatinitiative eines Flensburger Eisenbahners die Flensburger Tage einleitete.

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“, 23. September 1971

### *Der Abschluß: Feuerwerk und farbig beleuchtete Hafenkulisse*

„Vati, ist das sowas wie Silvester?“ fragte ein kleines Kind — in der Dunkelheit konnte man nicht erkennen, ob Junge oder Mädchen — den in der Zuschauermenge eingekeilten Papa, der seinen Nachwuchs auf den Schultern sitzen hatte. Und als die ersten Feuerwerksraketen über dem Hafen hochzischten, bestätigte die gleiche Kinderstimme: „Is ja wie Silvester.“ Und damit sprach das Kind — Kinder und Narren sprechen die Wahrheit — das aus, was viele der erwartungsvoll in die Umgebung des Hafens und in den Volkspark geströmten Flensburger dachten: Das angekündigte Brillantfeuerwerk übertraf das übliche Flensburger Silvesterfeuerwerk nur durch einige besondere Effekte.

„Flensburger Tageblatt“, 27. September 1971

*„Alle reden davon — wir bieten an...“*

Aus Anlaß der „Flensburger Tage 1971“ hatten sich siebenundzwanzig Flensburger Gastwirte zu einer gemeinsamen Aktion vereinigt. Unter dem Motto „Alle reden davon — wir bieten an“, hatten sie eine „Rumkarte“ zusammengestellt, die auf Flensburgs besondere Stellung als Stadt des Rums hinweisen sollte.

„Flensborg Avis“, 23. September 1971

---

Der Grundgedanke der deutsch-dänischen Tagungen ist, daß im größtmöglichem Umfange Kontakte von Mensch zu Mensch geschaffen werden, damit wir uns besser kennenlernen. Die öffentlichen Institutionen sind sowohl zu kultureller als auch zu kommerzieller Information und Zusammenarbeit verpflichtet, es ist aber ganz eindeutig, daß persönliche Kontakte auf breitester möglicher Grundlage nicht weniger wichtig sind. Die gegenseitige Beeinflussung in positiver Hinsicht, die von Mensch zu Mensch geschieht, ist ja bekanntlich ein Ziel unseres Daseins. Wir Menschen werden uns nur im Umgang mit anderen Menschen entwickeln können. Barrieren, welcher Art auch immer, können nur negative Auswirkungen haben, wir müssen die Gemeinschaft suchen.

Aus der Begrüßungsansprache von Frau Bürgermeister Camma Larsen-Ledet, Apenrade, zur Eröffnung der Flensburger Tage 1971 im Stadttheater

## DIE FLENSBURGER TAGE IM SPIEGEL DER PRESSE

### Neue Grenzland-Atmosphäre während der „Flensburger Tage“

*Nach den früheren deutsch-dänischen Tagen in Flensburg wurde immer wieder der Vorwurf erhoben, die kulturellen Veranstaltungen und Vorträge hätten nur einen kleinen Teil der Bevölkerung angesprochen und die Probleme, die das Grenzland unmittelbar angingen, würden ausgeklammert. Bei den diesjährigen „Flensburger Tagen“ war das nun tatsächlich anders. Das Angebot an Veranstaltungen war sehr vielseitig und auch auf „Unterhaltung“ und den Geschmack der Jugend abgestimmt. Alle Ansprachen, Vorträge und Diskussionen hatten im engen und weiteren Sinn die deutsch-dänischen Beziehungen zum Gegenstand; selbst das früher so „heiße Eisen“ der Minderheitenfragen wurde offen und vor einem breiten Forum angepackt. Ansprachen und Vorträge wurden zwar in beiden Sprachen gehalten, wie auch die Vortragstexte auf deutsch und dänisch zur Verfügung standen. In den Diskussionen mußten die dänischen Äußerungen ins Deutsche übersetzt werden, was umgekehrt meist unterblieb, weil die dänischen Teilnehmer im großen und ganzen des Deutschen mächtig waren. Sicherlich sollte durch dieses Verfahren nicht die Gleichwertigkeit der dänischen Sprache im Grenzland bestritten werden; vielmehr ist es wohl eine Erfahrungstatsache, daß Angehörige kleiner Völker die Sprache größerer Länder häufiger beherrschen als umgekehrt. In Flensburg fehlt es zwar nicht an Möglichkeiten für Schüler und Erwachsene, Dänisch zu lernen, und die Bereitschaft dazu ist auch vielfach vorhanden, nur wirkt sich das nicht in breiterem Maße aus.*

„Korrespondenz Deutsches Schleswig“ (kds) 9/1971

### Haben sich die „Flensburger Tage“ überlebt?

*Auf diese Frage, die man jetzt oft zu hören bekam, gibt es keine allgemeingültige Antwort. Sie muß eindeutig „ja“ lauten, wenn es nur um die Form, um den äußeren Rahmen, um die politische und gesellschaftliche Gespreiztheit, um die Pflichtübung der Verantwortlichen diesseits und jenseits der Grenze geht. Fragt man jedoch nach dem Sinn der Tage, nach ihrer Aufgabe, die guten Beziehungen zu erhalten, zu pflegen und zu vertiefen, dann kann die Antwort eigentlich nur ein „Nein“ sein. Was den Deutsch-Dänischen Tagen also fehlt, ist eine gesunde Synthese zwischen diesen beiden Anschauungen. Man muß sie entmotten und entrümpeln und vor allem dem Bewußtsein des Bürgers, des „kleinen Mannes auf*

der Straße“, näherbringen. Ein neuer Name und das Bemühen um eine breitere Basis reichen jedenfalls nicht aus.

Wir wollen den Verantwortlichen nicht Unrecht tun. Es gab und gibt wirklich gute Vorträge, die eine Fülle von neuen und aufschlußreichen Informationen vermitteln konnten. Es gab und gibt auch kulturelle Höhepunkte und viele persönliche Begegnungen. Aber Besucher und Kartenverkaufszahlen zeigen doch ein ernüchterndes Bild vom tatsächlichen Interesse der sogenannten „breiten Bevölkerung“. Die Eröffnungsveranstaltungen — ob für die Ausstellungen oder für die „Flensburger Tage“ selbst — blieben mehr oder weniger exklusiv; das gemeinsame Konzert von Sønderjyllands Symfoni-Orkester und dem Nordmark-Sinfonie-Orchester fand vor halbvollem Hause statt. Die Ausstellungen in den Büchereien und vor allem im Rathaus bzw. auf dem Rathausvorplatz haben zwar ihre Besucher, aber eben auch nur ihren Kreis (etwas anderes durfte man jedoch nicht erwarten; sie bestätigten auch so und damit ihre Berechtigung, wie — unter gewissen Abstrichen — auch die Fachdiskussionen). Wirklichen Zuspruch hatten dagegen eigentlich nur jene Veranstaltungen, die im Grunde nur am Rande liefen und — will man ehrlich sein, eben nicht echt zu den „Flensburger Tagen“ herkömmlichen Charakters gehörten: Beat, Quiz, Sport, Tanzturnier. Aber selbst dafür, so wurde uns gesagt, gab es im benachbarten Nordschleswig nur wenig Interesse.

„Die große dänisch-deutsche Begegnung der ‚Flensburger Tage‘ betrachte ich als Erfolg, wenn sie zu tausend kleinen, einzelnen Begegnungen führt“, sagte Stadtpräsident Artur Thomsen. Aber gehören denn die „tausend kleinen, einzelnen Begegnungen nicht — Gott sei Dank — schon zum Alltag, zu den Selbstverständlichkeiten an der Grenze? Müssen da der Bevölkerung die großen Worte von Brückenschlag und von der Notwendigkeit solcher deutsch-dänischen Treffen nicht völlig überflüssig erscheinen? der Stadtpräsident bekundete selbst: Gute Beziehungen hinüber und herüber brauchen nicht erst hergestellt zu werden; man muß sie nur pflegen.

Wir möchten deshalb die Deutsch-Dänischen Tage künftig mehr als ein Symbol verstanden wissen, das alle zwei Jahre durch eine demonstrative Geste dem Menschen im Grenzlande in Erinnerung bringen soll, was man über den Alltag hinweg allzuleicht vergißt und was bei weitem nicht immer so war (auch das darf man nicht übersehen).

Ihre Organisation muß jedoch von Grund auf neu durchdacht werden, wobei vielleicht ein Blick auf die Resonanz der bisherigen Veranstaltungen zeigt, was getrost übernommen werden könnte und was auf jeden Fall zu streichen ist. Man sollte nicht krampfhaft an allem festhalten wollen, nur weil es inzwischen Tradition geworden ist (und dafür gibt es im Grenzland viele Beispiele). Begnügen wir uns, wenn es anders gar nicht geht, eben nur mit dem Symbol für ein langsam



*gewachsenes, aber eben doch natürliches nachbarschaftliches Verhältnis an dieser Grenze.*

„Flensburger Tageblatt“, 25. September 1971

---

*Gerade die Abschlußveranstaltung zeigte deutlich, daß die Flensburger Tage sich immer weiter weg vom Charakter einer Honoratioren-Veranstaltung bewegen müssen. Sie verlangen danach, auf eine möglichst breite Grundlage gestellt zu werden, und wir haben versucht, diesem Gedanken bereits jetzt weitgehend Rechnung zu tragen.*

Oberbürgermeister Heinz Adler auf der Abschlußveranstaltung der Flensburger Tage 1971

### *Zum 60. Geburtstag von Professor Troels Fink* Geschichte als bewegende Kraft

Natürlich ist es ein Zufall, daß Troels Fink am 18. April geboren wurde, aber auch ohne einer sentimentalen Zahlensymbolik zu huldigen, kann man sagen, daß dieses Datum einen guten Sinn hat. Deshalb nämlich, weil der Geburtstag des Historikers Fink auf einen für die Geschichte des dänischen Volkes historisch bedeutsamen Jahrestag fällt: es ist der Düppeltag; an diesem Tag erfuhr Dänemark nicht, wie es schien, eine Niederlage, sondern erlebte die Grundlage eines in seiner neueren Geschichte ganz ungewöhnlichen Aufstieges. Was mit dieser Niederlage und mit diesem Aufstieg im engeren und weiteren Sinne zusammenhing – das zu erforschen wurde ein Teil der Lebensaufgabe Troels Finks.

Er wurde 1912 in Apenrade geboren, wurde nach dem Studium der Geschichte an der Universität Kopenhagen zunächst Lektor, dann o. Professor dieser Disziplin an der Universität Aarhus (1950) und ist seit 1959 Generalkonsul seines Landes in Flensburg. Diese Tatsache beinhaltet eine in ihrer Art einmalige Arbeitsleistung – und am 60. Geburtstag ist es gestattet – auch Lebensleistung zu sagen. Diese liegt auf zwei Gebieten. Troels Fink ist ein Gelehrter, dessen Kenntnisse ihn im besonderen auch für die Tätigkeit eines Diplomaten befähigt haben. Er veröffentlichte mehrere Werke über das Geschehen und die Probleme deutsch-dänischer politischer Geschichte, insbesondere über die Verteidigungs- und Außenpolitik Dänemarks von 1864 bis 1914; er schrieb (in der d+d-Reihe und als Mitherausgeber der Reihe) das Buch „Deutschland als Problem Dänemarks“ und gilt als einer der besten Kenner der Geschichte der deutsch-dänischen Beziehungen in unserer Zeit. Seine Arbeiten sind durch eine in äußerst sorgfältiger Auswertung der Quellen geprägte Analyse des Materials, durch die Berücksichtigung nicht zuletzt der ökonomischen Bedingtheit im Ablauf der Geschichte, zugleich aber durch einen unübersehbaren ideengeschichtlichen Akzent der Betrachtung gekennzeichnet. Seine Forschungsergebnisse haben Bestand, und da in lebendiger Sprache geschrieben, sind sie auch für den Laien eine interessante Lektüre. Seine Kenntnisse der kleinsten Details sowie seine Vertrautheit auch mit den menschlichen Zwischentönen im Grenzland, vor allem aber sein Engagement befähigen ihn, über den Bericht hinaus zur Deutung zu gelangen. Und alle diese Eigenschaften zusammen erlauben ihm, dem Dänen, ein konstruktives Gespräch auch mit den Deutschen, zu welchem er bei Wahrung der gebotenen Distanz bereit ist. Dies findet laufend auch Niederschlag im Alltag des

Generalkonsuls Fink.

Zu den Gratulanten werden sich daher viele Deutsche aus dem Grenzlande einfinden, um herzlich dem Historiker und Diplomaten, auf dessen Verdienstkonto ein großer Teil der guten Entwicklung der politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark zu schreiben ist, am 18. April zu danken.

Zu den Gratulanten möchte auch der Grenzfriedensbund gehören, der praktisch von Anfang an sich der Zusammenarbeit mit Professor Troels Fink erfreuen darf, der dankbar registriert, daß dieser nicht nur ein aufmerksamer Leser der Grenzfriedenshefte, sondern auch einer ihrer Autoren wurde, und der bereit war, eine Buchreihe mitzustrarten, in der eine Art Inventur und ein Neubeginn des deutsch-dänischen Verhältnisses gestartet wurde, nämlich die d+d-Bücher.

Vor kurzem hielt Troels Fink in Flensburg einen öffentlichen Vortrag über das Thema „Wandlungen des Geschichtsbewußtseins“, der, unüberhörbar subjektiv geprägt, kulturpessimistische Züge trug. Man fühlte sich an die melancholische Frage Jacob Burckhardts erinnert „Was wissen wir von Zwecken?“ Es wäre jedoch sicherlich nicht richtig, wollte man in solcher Äußerung in der Nußschale etwa ein Gesamtergebnis historischer und persönlicher Betrachtung sehen. Dazu ist Troels Fink zu sehr Zeitgenosse, der, um mit Theodor Steltzer zu sprechen, die Existenz- und Denkmöglichkeiten, die in der Menschengemeinschaft einer bestimmten Zeit liegen, zu ermessen und danach aus innerer Verantwortung zu handeln bereit ist. Dazu ist er zu sehr von der Geschichte als bewegender Kraft im menschlichen Leben überzeugt. Geben wir ihm zuletzt selbst das Wort. Fink schloß im Jahre 1966 einen Vortrag „100 Jahre danach“ mit folgenden Sätzen: „Die Geschichte wendet sich nun einmal an die Erwachsenen. Für diese wird in der merkwürdigen Entwicklung, die das alte schleswigsche Herzogtum durchmachte, ein Unruhefaktor oder ein Spannungsmoment liegen. In diesem Rahmen entspannen sich tiefe Gegensätze; früher gaben sie Anlaß zu bitteren Kämpfen, aber in unseren Tagen können sie in Harmonie aufgelöst werden. Es ist die Aufgabe der Zeitgenossen von heute, diese Möglichkeiten zu verwirklichen.“

*Dr. Hans Peter Johannsen*

*Ernst Harms 80 Jahre alt (27.4.1972)*

Ernst Harms ist kein Freund großer Worte, aber es darf und muß festgestellt werden, daß er im Grenzfriedensbund zu den Männern der ersten Stunde gehört. Er ist buchstäblich seit dem ersten Tag dabei und war zunächst bei Dethlef Hansen in der Geschäftsführung tätig, um dann Anfang der sechziger Jahre geschäftsführendes Vorstandsmitglied zu werden. Was heute der Grenzfriedensbund organisatorisch ist, was die äußere Ordnung mit Tausenden

von Details dieser Organisation angeht, was den Haushaltsplan, das Kassenwesen und die Verwendungsnachweise betrifft, alles das ist Ernst Harms. Seine Kenntnisse, sein Fleiß sind unüberbietbar. Im Grenzfriedensbund wurde er eine Institution. Alles dies ist bei früherer Gelegenheit angedeutet, nun zum Achtzigsten darf es hier dankbar unterstrichen werden. Aber worauf es in diesem Augenblick zu sagen ankommt, ist dies: Wir alle im Grenzfriedensbund, insbesondere die Mitglieder des Vorstandes und der Vorsitzende, der es am besten weiß, danken Ernst Harms für das, was er für den Aufbau und die Arbeit unserer Organisation in selbstloser Weise getan hat. Seine Loyalität und Hilfsbereitschaft gegenüber den bisherigen Vorsitzenden ist sagenhaft. Wir gratulieren herzlich und wünschen ihm für die Zukunft sehr viel Gutes, wobei wir, das darf auch einmal gesagt werden, mit gutem Grunde seine Gattin in diesen Glückwunsch und Dank mit einbeziehen.

*Dr. H. P. Johannsen*

\*

*Amtsgerichtsrat Johs.-H. Meyer, Flensburg 50 Jahre alt (18.2.1972)*

Ein am Kulturleben der Stadt Flensburg intensiv interessierter und teilnehmender Bürger ist der Amtsgerichtsrat Johannes Meyer. Über seine berufliche Tätigkeit hinaus führten ihn seine Interessen am Geschehen der Heimat in die Leitung der Donnerstagsgesellschaft und in den Vorstand der Flensburger Volkshochschule e.V.; auch an der Arbeit des Grenzfriedensbundes nimmt er tätig und lebhaft Anteil.

Wir gratulieren dem Landsmann und Freunde.

*Dr. H. P. Johannsen*

JOHS.-H. MEYER

### *Zum Ableben König Frederik IX. von Dänemark*

Das Ableben König Frederik IX. von Dänemark und die ersten Erklärungen seiner Nachfolgerin, Königin Margrete II., regen zu einer geschichtlichen Betrachtung an. Es erscheint reizvoll, einen Vergleich mit dem Thronwechsel in Dänemark vor reichlich einhundert Jahren zu ziehen.

**1863**

befand Dänemark sich in der Situation nach einer militärischen

Auseinandersetzung mit Schleswig-Holstein und Teilen des Deutschen Bundes. Es wurde von einem Herrscher regiert, den das dänische Volk liebte und verehrte. Im November überstürzten sich dann die Ereignisse. Drei Daten wurden für die Geschichte wichtig:

*Am 13. November 1863* nahm der dänische Reichsrat ein Gesetz an, durch welches das Herzogtum Schleswig mit dem dänischen Königreich verbunden werden sollte. Für die Rechtsverbindlichkeit fehlte nur noch die Unterschrift des Königs.

*Am 15. November 1863* verstarb König Frederik VII. auf Schloß Glücksburg. Er wurde vom dänischen Volk tief betrauert. Das neue Staatsgrundgesetz über das Herzogtum Schleswig hatte er nicht mehr unterschreiben können.

*Am 16. November 1863* bestieg Christian IX. den Thron. Ihm blieb es vorbehalten, das Gesetz vom 13. November gegenzuzeichnen. Dabei war ihm bewußt, daß hierdurch die internationalen Abmachungen von 1851 (das sog. Londoner Protokoll) gestört wurden. Die Folge war der Dänische Krieg des Jahres 1864, dessen unglückliche Spätphasen erst 1920 reguliert wurden.

*Ebenfalls am 16. November* ließ Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der „Augustenburger“, folgende Proklamation im Lande verbreiten:

„Schleswig-Holsteiner! Von der Überzeugung durchdrungen, daß mein Recht Eure Rettung ist, gelobe ich für mich und mein Haus, zu Euch zu stehen, wie ich in der Schlacht zu Euch gestanden babe, mich nicht zu trennen von Euch und unserem Rechte. Und so gelobe und schwöre ich gemäß dem Staatsgrundgesetz: die Verfassung und die Gesetze der Herzogtümer Schleswig-Holstein zu beobachten und die Rechte des Volkes aufrechtzuerhalten. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.“

## **1872**

Reichlich hundert Jahre später – nämlich 1972 – befindet sich Dänemark wiederum in der Situation nicht lange nach einer kriegerischen Verwicklung mit Deutschland. Wiederum hatte es einen König, den es liebte und verehrte. In seine letzten Lebensstage fielen wiederum wichtige Vorgänge, nämlich die Verhandlungen über den Beitritt Dänemarks zur EWG und damit auch über eine engere Verbindung zu Deutschland, mithin auch zu Schleswig-Holstein. Das Ergebnis war dem seinerzeitigen völlig entgegengesetzt, wenn auch im weiteren Sinne abgerissene Verbindungen auf anderer Ebene und aus anderer Sicht neu gepflegt werden sollen. Eine fast gesetzmäßige Fortentwicklung bedeutet es in diesem Zusammenhang, daß Königin Margrete II. bereits bei der Thronbesteigung erklärte, sie würde auf alle weiteren Titel als den einer Königin von Dänemark verzichten wollen. Das heißt, daß auch der Titel als Herzogin von Schleswig und

Holstein in Fortfall kommen würde. Dem Verfasser dieser Zeilen ist nach Lektüre der dänischen Presse nicht klar, ob es mit diesem Verzicht ernst wird. Darauf kommt es letztlich auch nicht an. Die Willensrichtung und -äußerung deutet hier bereits auf eine eventuelle künftige Entwicklung hin. Bei dieser Sachlage bieten sich Überlegungen an, die trotz mancher Vorbehalte hüben und drüben berechtigen, lieber an die „goldenen Tage von Weimar und Kopenhagen“ zu denken als an die Besetzung Dänemarks durch deutsche Truppen und an die Zeit, in welcher die dänische Minderheit auf 100 000 Stimmen answoll.

Aus dieser Sicht – und deswegen wurden diese Zeilen geschrieben – ist es nun ganz besonders reizvoll, die zeitgenössische Schilderung eines seinerzeitigen Untertanen des Königs-Herzogs zur Beisetzung und zur Huldigung im Jahre 1863 zu lesen. Es handelt sich um das Tagebuch des Großvaters des Verfassers, der zu jener Zeit als Deutschgesonnener in Kopenhagen diente. Er wurde am 3. Juli 1863 einberufen und war deswegen im November bereits ein voll ausgebildeter Soldat. Nach Schilderungen der Ausbildungszeit und des Lebens in der großen Stadt heißt es in dem Tagebuch weiter:

„Ende des Jahres 1863 starb der König Friedrich VII. Unser Bataillon mußte mit als Ehrenwache zum Leichenbegängnis in Roeskilde. Nachdem wir von der Garnison aus mit der Bahn dorthin befördert waren, mußten wir dreiviertel Stunden mit präsentiertem Gewehr auf der Straße stehen, bis der schier endlose Leichenzug vorüber war. Lange hatten wir schon gestanden, als endlich der von acht schwarz umflorten Pferden gezogene Leichenwagen sich langsam näherte. Im ersten nachfolgenden Wagen befand sich der Thronfolger Christian IX., und nach einer endlosen Reihe von Wagen folgte am Schluß die Königsgarde, die sogenannte „Heßgarde“. Als das Leichenbegängnis beendet wurde, wurde den einzelnen Kompagnien gestattet, unter Führung die Kirche zu betreten. Neben den Sarkophagen der früher verstorbenen Mitglieder des Königlichen Hauses wurde auch der Sarg des Letztverstorbenen beigesetzt. Es wurde der Deckel des Sarges noch gelüftet und zum letzten Male sah man die einbalsamierte Leiche unseres Königs. Tief bewegt verließen wir die mit drei Türmen gezierte Friedrichskirche, an welche sich folgende Sage knüpfte: Die Gemahlin des Königs Friedrich IV. wurde von Drillingen entbunden, und nach ihrer Genesung ließ sie zum Danke diese Kirche mit den drei Türmen erbauen. Nachdem wir dann gut gepflegt waren und unsere 20 Bsch. Extralöhnung empfangen hatten, wurde uns die Besichtigung der Stadt gestattet. Am selben Abend fuhren wir noch nach Kopenhagen zurück und mußten am anderen Morgen dem neuen König Christian IX., der ein bildhübscher Mann war, in seiner Gegenwart den Fahneid leisten.“

\*

### *Die Beisetzung Frederik IX.*

Unter großer internationaler Anteilnahme hat Dänemark am 24. Januar Abschied

von seinem König Frederik IX. genommen, der nach einer fast ein Vierteljahrhundert dauernden Regentschaft am 14. Januar im Alter von 72 Jahren gestorben war. Der Monarch fand seine letzte Ruhestätte im 800 Jahre alten Dom von Roskilde, wo bereits 20 dänische Könige und 15 Königinnen beigesetzt worden sind.

An den Beisetzungsfeierlichkeiten nahmen neben der dänischen Königsfamilie mit Königin Margrethe II. und Königinwitwe Ingrid sechs regierende Monarchen und vier Staatspräsidenten sowie Regierungsvertreter aus zahlreichen Ländern teil. Unter den ausländischen Trauergästen befanden sich auch Bundespräsident Dr. Heinemann und Bundesaußenminister Scheel. Dänische Gardesoldaten sowie Truppenabteilungen aus Schweden, Großbritannien und Frankreich erwiesen dem König die letzte militärische Ehre.

Der Beisetzung war eine Andacht im königlichen Schloß Christiansborg in Kopenhagen vorausgegangen. Danach bewegte sich der Trauerzug durch die Straßen der dänischen Hauptstadt. Vorbei an schweigenden Menschen, die trotz der kalten Witterung die Straßenränder dicht säumten, zogen 48 Soldaten der königlichen Marine den auf einer Lafette aufgestellten Sarg mit den sterblichen Überresten des Königs zum Hauptbahnhof von Kopenhagen. Frederik IX., der immer ein besonderes Interesse für das Bahnwesen gezeigt hatte, wurde gemäß seinem letzten Willen in einem von zwei „reaktivierten“ Dampflokomotiven gezogenen Zug in das 32 km entfernte Roskilde übergeführt.

Der Sonderzug fuhr mit einer Geschwindigkeit von 50km in der Stunde; Tausende von Dänen erwiesen dem toten König auf seiner letzten Fahrt die letzte Ehre. Den Sarg schmückte die Flagge der Königsjacht „Danebrog“, mit der Frederik IX. jeden Sommer durch die dänischen Gewässer gekreuzt war. Obenauf lag seine Admiralsmütze. Nach der Ankunft in Roskilde wurden die sterblichen Überreste des Königs in einem mehr als 200 Jahre alten Rüstwagen über einen dichten Teppich von Tannenzweigen zum Dom gebracht. Unter der Ehrenkompanie, die vor der Kathedrale angetreten war, befanden sich 18 Veteranen, die vor 25 Jahren in der Leibgarde gedient hatten, als Frederik zum König ausgerufen worden war. In Anwesenheit von fast 800 Trauergästen fand dann König Frederik nach dänisch-lutherischer Liturgie seine letzte Ruhe.

„Flensburger Tageblatt“ 25. Januar 1972

JÖRN-PETER LEPPHEN

*Noch einmal:*

*Deutschland, deine Schleswig-Holsteiner*

*In Form der Kritik einer Buchkritik nimmt nachstehend ein junger Historiker zur Frage des zu fordernden Wahrheitsgehaltes bei der literarischen Darstellung von „Geschichte“ Stellung.*

Auf meine Frage, wie er denn mit dem Absatz von E. v. Salomons neuestem Werk „Deutschland deine Schleswig-Holsteiner“ zufrieden sei, meinte mein Buchhändler: „Schleswig-Holstein, das geht hierzulande immer gut!“

Diese Aussage ist es gewesen, die mich schließlich bewog, der in dieser Zeitschrift erschienenen Rezension<sup>1</sup> von Salomons wahrhaft „ungewöhnlicher Geschichte Schleswig-Holsteins“ (Klappentext) einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen. Ausgehend von der Überzeugung, daß die Geschichte aufklärerisch-emanzipatorische, d.h. eminent wichtige *politische* Funktionen hat, erscheint es mir notwendig, das nachzuholen, was der Rezensent versäumt hat, nämlich deutlich darauf hinzuweisen, daß Salomons Buch zu viele *Fehler, Ungenauigkeiten* und *Verallgemeinerungen gröbster Art* enthält, um ein auch nur annähernd treffendes Bild von der Geschichte unseres Landes vermitteln zu können.

Handelte es sich um eine „wissenschaftliche“ Spezialuntersuchung, so könnte man darüber zur Tagesordnung hinweggehen. Bei Salomons populär gehaltener Darstellung – und der damit ursächlich verbundenen hohen Erstaufgabe (10 000 Expl.) – aber steht zu befürchten, daß sie in Leserkreisen, die mit der schleswig-holsteinischen Geschichte wenig oder gar nicht vertraut sind, falsche Vorstellungen erweckt, und sei es nur, daß einige besonders drastische und besonders falsche „Salomonische“ Sprüche im Gedächtnis haftenbleiben. – Wer etwa glauben sollte, der Verfasser habe auch nur eine Arbeit der „vielen Forscher“ mit Verständnis gelesen, denen am Schluß des Buches eine „Danksagung“ gewidmet wird, der sei versichert, daß Salomon nicht einmal das Handbuch von Brandt-Klüver sorgfältig durchgearbeitet hat, obwohl er ihm nicht selten paraphrasierend und „zitierend“ folgt. Diese „Anleihen“ freilich sind ungenau; ihr Herkunftsort wird fast immer verschwiegen.

Nun, auch der Rezensent (J. O.) hat „Vorbehalte“ anzumelden. Er meint mit Recht, die Kulturgeschichte unseres Landes sei in Salomons Darstellung zu wenig berücksichtigt. Seine Begründung allerdings, bei der Beschreibung allein der politischen Geschichte könne „natürlich kaum etwas anderes herauskommen als sich auch aus mancher anderen Landschaft herausholen läßt“, dürfte mit den Tatsachen kaum zu vereinbaren sein. Wenn es Salomon nicht gelungen ist, die Schleswig-Holsteiner in ihrer Eigenart befriedigend zu charakterisieren, so liegt das wohl zuerst daran, daß er sich fast ausschließlich auf die „Nacherzählung“ ihrer Geschichte beschränkt und daß das, was er hier bietet, mehr als dürftig ist. Die neuere Geschichte kommt viel zu kurz. Spätestens seit 1920 hat sich, will man



Salomon glauben, in Schleswig-Holstein kaum etwas Erzählenswertes ereignet. Und vor allem: wirklich treffende Aussagen lassen sich nur mit Mühe finden.

J. O. meint, die zahllosen falschen, schiefen, in sich unlogischen oder absolut unverständlichen Sätze großzügig übergehen zu müssen, weil seiner Auffassung nach die dünne Rahmenhandlung um Salomons Darstellung dem Buch „eine gewisse Unverbindlichkeit“ verleiht, „die es unmöglich macht, um Einzelheiten zu rechten“. Der Rezensent macht „allerdings einen Vorbehalt“: „In die Darstellung der letzten hundert Jahre“, die übrigens keine fünf Seiten ausmacht, „haben sich nicht zu überhörende Untertöne eingeschlichen“. Dafür nennt er zwei Beispiele. Das erste ist ohne Relevanz und tut Salomon zudem Unrecht: Weder im Klappentext, noch in der Darstellung selbst wird versucht, die Parole des Flaggenliedes („Dem Feinde weh, ...“) „als etwas typisch Schleswig-Holsteinisches uns aufzudrängen“. – Bei dem zweiten Beispiel geht es um die Landvolkbewegung. In einer Zeit, da die schwarze Fahne von schleswig-holsteinischen Bauern erneut gezeigt wird, tut Salomon die Bombenanschläge der Männer um Claus Heim als „groben bäuerlichen Spaß“ ab und bricht in den mehr als naiven Ruf aus: „Pfu über Euch Jungbauern mit Euren Leukoplastbomben, aber Spaß machte es doch, nicht wahr?“ Nein, diese Darstellung ist keine „liebenswürdige Verherrlichung“ der Bauernrevolten, wie der Rezensent meint, sie ist auch nicht „sehr sehr subjektiv“, sondern schlicht: falsch. Und sie ist ein Beispiel für die gefährliche Verantwortungslosigkeit, mit der Salomon historische Vorgänge beschreibt.

Dasselbe gilt für die durchaus einseitige Darstellung der nationalen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Dänemark, über die wohl gerade in den „Grenzfriedensheften“ ein Wort am Platze gewesen wäre. Hier nur einige wenige Beispiele: Der auf Ausgleich der Gegensätze bedachte Christian VIII., der 1846 den „Offenen Brief“ erließ, wird bei Salomon zu einem „wahnsinnig gewordenen Despoten“; der Brief, dessen Zweck in erster Linie die Erhaltung des Gesamtstaates war, enthielt – laut Salomon – eine „völlig verwirrte und verstunkene Erb- und Lehnsgesetzgebung“. – Dem Abstimmungsgeschehen nach dem Ersten Weltkrieg werden nur wenige Zeilen gewidmet, und was dort steht, ist falsch, unsinnig oder auf gröbste Weise verallgemeinernd, z. B. : In Schleswig „feierten die Eiderdänen fröhliche Urständ“; „Nordschleswig fiel zurück in die Hände der Dänen, denen nun die deutsche Minderheit hilflos ausgesetzt war.“

Mir scheint, solche handfesten Aussagen verlieren durch eine Rahmenhandlung nichts von ihrer Verbindlichkeit. Sie können auch nicht „ein wenig durch Humor gemildert“ werden, im Gegenteil. – A propos Humor: Der Rezensent bezeichnet Salomons Art der Darstellung gleich zweimal als „amüsant“. Nun, ich finde es nicht gerade erheitern, immer wieder Sätze zu lesen, die so „amüsant“ sind wie folgende: „Sie (die Schleswig-Holsteiner) waren so brav aus der Geschichte

ausgetreten mit ihrem Ripener Vertrag“; Chr. VIII. „erklärte völlig eingeschüchtert, er habe doch keine Rechte kränken ... wollen. Dann wollte er überhaupt nichts mehr. Er schloß die Augen und starb.“

Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Der Versuch, die Geschichte unseres Landes mit Ironie, Satire und einem Schuß Verfremdung darzustellen, ist durchaus begrüßenswert. Diese Stilmittel sollten jedoch gekonnt eingesetzt werden und nur dort, wo sie am Platze sind. – Eine Darstellung, die keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, darf auch nicht nach wissenschaftlichen Maßstäben beurteilt werden; doch muß man von der Bearbeitung eines historisch-politischen Stoffes ein Mindestmaß an Zuverlässigkeit erwarten. Und eben dies läßt Salomons Buch nun ganz und gar nicht vermissen.

Das Buch ist nicht nur wertlos; es ist leider auch geeignet, ein falsches Bild von der Geschichte unseres Landes zu vermitteln und dabei manches in den vergangenen Jahren mühsam gekittete Porzellan leichtfertig zu zerstören. Vor einer solchen „Nacherzählung“ der schleswig-holsteinischen Geschichte kann nur entschieden gewarnt werden.

*Jörn-Peter Leppien*

Grenzfriedenshefte, 2/1971, S. 122 ff.

Siehe auch: Grenzfriedenshefte, 1/1971, S. 62

---

### *Staatssekretär Franz Kock beging seinen 70. Geburtstag*

Am 24. Dezember 1971 beging Staatssekretär i. R. Franz Kock, der gegenwärtige Vorsitzende des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes, seinen 70. Geburtstag. Die Nachricht ging durch die Presse, und es wurde diesem verdienten Manne Glückwunsch und Dank gesagt.

Franz Kock kann für sich in Anspruch nehmen, daß er durch seine Arbeit dazu beitrug, in den fünfziger Jahren die Grundlage dessen zu schaffen, was heute die Bildungs- und Kulturpflege des Landes Schleswig-Holstein darstellt.

Der Grenzfriedensbund gesellt sich zu den Gratulanten. Sowohl als Staatssekretär und jetzt als Vorsitzender des SHHB war und ist Franz Kock, der im geschichtlichen Erlebnis „Schleswig-Holstein“ verwurzelt ist, aufgeschlossen für Neues. Er ist ein Mann der Theorie und Praxis zugleich – dem Dank gebührt.

*Dr. H. P. Johannsen*

*Harboe Kardel fünfzig Jahre journalistisch tätig*

1893 in Nortorf, also in Holstein geboren, ist das Leben und Wirken Harboe Kardels in Irrungen und Wirrungen mit dem Schicksal der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig verbunden, das er miterlebt und als Journalist zu seinem Teile mitgestaltet hat. Einige Daten aus seinem Lebenswege mögen dieses zeigen: 1914 Abitur in Husum; 1914–1918 Kriegsdienst; danach Studium in Kiel, Promotion und Staatsexamen; 1922 Eintritt ins Korrespondenzbüro Nordschleswig; 1927–1929 Schriftleiter des „Schleswig-Holsteiner“; 1927–1929 Schriftleiter der „Neuen Tondernschen Zeitung“; 1929–1933 im höheren Schuldienst in Schleswig und Kiel; 1933–1934 Leiter der deutschen Privatschule in Gravenstein; 1934–1945 Chefredakteur der „Nordschleswigschen Zeitung“ in Apenrade; 1945–1949 Faarhus-Lager; 1949–1957 höherer Schuldienst in Rendsburg und Flensburg; Pensionierung; seitdem tätig als freier Schriftsteller.

eb

---

### *Der Druckfehlerteufel*

Oft ganz amüsant, kann er manchmal auch ganz *infam* sein, z. B. in den Erinnerungen von Johann Ohrtmann im vorigen Heft 4/1971, S. 231. Gleich in der 5. Zeile ist in dem Satz „Fast schämte man sich in der NS-Zeit, dabeigewesen zu sein...“, das Komma nach vorn gerückt, zwischen „sich“ und „in“. Das könnte aussagen, daß der Verfasser bei den Nazis dabeigewesen wäre – und das kann man nun wirklich nicht von ihm behaupten.

*Die Red.*

TROELS FINK

### *Ist Storm Petersen ein typischer Däne?*

*Im Grenzfriedensheft 4/1971 S. 247 ff. hat Hans Peter Johannsen den Humor des Deutschen Wilhelm Busch und des Dänen Storm Petersen miteinander verglichen. Aus Anlaß einer Storm-Petersen-Ausstellung suchte Prof. Troels Fink eine Antwort auf die Frage, was nun das typisch Dänische bei Storm Petersen ist.*

Storm Petersen ist so sehr ein Bestandteil des dänischen Alltags geworden, daß man sehr leicht zu dem Ergebnis kommt, daß er etwas typisch Dänisches vertritt. Vielleicht hat er den Mutterwitz eines Kopenhagener in den Texten zu seinen Zeichnungen getroffen, aber nimmt man sein Werk als Ganzes, darf man es wohl kaum im voraus und ohne weiteres typisch dänisch nennen. Das ist bei Storm

Petersen jedenfalls nicht das Entscheidende. Er schildert das Merkwürdige, das Skurrile, das Abstrakte; man darf wohl sagen, daß er das Entgegengesetzte zum Alltäglichen hervorhebt und dadurch den Angesprochenen überrumpelt. Er läßt den Spießbürger dem Vagabunden begegnen; seine Sympathie aber liegt bei dem Vagabunden; er stellt die rationalen Einrichtungen des modernen Fabrikwesens den bizarren Erfindungen von ganz merkwürdigen „Maschinen“ gegenüber; in seinen Geschichten vereinen sich Sinn und Unsinn in einem großen, absurden Wirrwarr. Auch in der Hinsicht ist er seiner Zeit voraus. Er hat aber seine dänischen Landsleute so sehr beeinflußt, daß wir ihn jetzt als typisch dänisch beanspruchen. Ich habe dagegen den Eindruck, daß er uns weniger widerspiegelt als daß er uns geprägt hat.

Storm Petersen entlarvte in seinen Zeichnungen und in seiner Satire menschliche Schwächen im allgemeinen; die Situationen, die er vergegenwärtigt, könnten überall in der Welt eintreten, und er sollte darum an und für sich allgemein verständlich sein. Es ist aber eine Frage, ob er außerhalb Dänemarks wirklich nach Verdiensten geschätzt wird. Ich habe dann und wann in Gesprächen eine kleine Bemerkung von Storm Petersen ins Deutsche übersetzt; es mag sein, daß es mir schlecht gelungen ist; oft habe ich jedenfalls gefunden, daß das Lächeln, das die Bemerkung hervorrief, eher höflich als unmittelbar sei. Es mag sein, daß ich mich irre.

Wenn es nicht leicht ist, sich ihn anzueignen, dann auch deshalb, weil er in kleinen Bissen genossen werden muß. Jeden Tag, Jahr für Jahr sind dänische Zeitungsleser ihm begegnet; er wirkt tropfenweise, die Aneignung braucht längere Zeit.

- *Det går ikke, dette her, min gode herre – nu må vi se at få fart i tingene.*
- *Ja, absolut –  
der er jo også tale om at nedsætte en kommission!*
  
- *Das geht nicht, das hier, mein guter Herr –  
Nun muß Schwung in die Sache kommen.*
- *Ja, unbedingt, es ist ja auch die Rede von einer Kommission!*

STORM-PETERSEN